1.20 DM/Band 24

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman



Bestien aus dem Schattenreich

Professor Zamorra Nr. 24

von Susanne Wiemer

erschienen am 20.05.1975

Bestien aus dem Schattenreich

Die Killerwölfe sind in Paris!

Panik und Entsetzen lähmen die Millionenstadt an der Seine.

Niemand wusste, woher die Wölfe kamen und wem sie gehorchten. Wie aus dem Nichts tauchten sie auf und hinterließen ihre blutigen Spuren.

Professor Zamorra wird in den Kampf mit hineingezogen. Aber auch er scheint machtlos zu sein.

Denn das silberne Amulett versagt.

Erst als Zamorra das Geheimnis einer alten Gruft löst und in den Besitz des ›Schwert des Feuers‹ gelangt, kann er den Kampf gegen die Killerwölfe aufnehmen… Bestien aus dem Schattenreich – ein Roman, der Ihnen den Schlaf raubt!

»Was war das, Claude?« In der Stimme des Mädchens klang jähe Furcht mit. Der junge Mann, der sich gerade sehr intensiv mit den verschiedenen Knöpfen ihrer Kleidungsstücke befasste, hob irritiert den Kopf.

»Was denn?«, fragte er etwas außer Atem.

»Ich weiß nicht. Hast du es nicht gehört? Dieses… dieses merkwürdige Heulen?«

»Heulen? Unsinn, Denise. Du redest dir was ein, du…«

Er stockte abrupt.

Jetzt hatte auch er es gehört. Ein dumpfes, lang gezogenes Heulen, gedämpft, wie aus weiter Ferne, das eigentümlich klagend durch den nächtlichen Wald hallte und sich in das Rauschen der Bäume mischte.

Es wurde leiser, schwoll dann wieder an, verstummte schließlich.

Nur noch der schrille Alarmschrei eines Nachtvogels war zu hören und das Brechen und Knacken im Gebüsch, das von flüchtendem Wild verursacht wurde.

Denise schauderte. »Lass uns gehen, Claude. Mir ist es hier unheimlich.«

»Aber wir sind doch eben erst gekommen, wir…«

»Lass uns gehen, Claude! Bitte!«

Wenn Denise in diesem Ton sprach, war nicht mit ihr zu reden, das wusste er. Ärgerlich presste er die Lippen zusammen, ergriff das Mädchen am Arm und ging rasch mit ihr zurück zum Wagen.

Einen halben Kilometer entfernt hatte auch der alte George Colu den unheimlichen, klagenden Laut gehört.

Der alte Mann blieb starr neben einem dicken Baumstamm stehen.

Er hielt einen leichten Jagdkarabiner unter dem Arm – er war auf Kaninchen aus gewesen. Aber jetzt hatte er den Zweck des nächtlichen Ausflugs vergessen. Seine Augen flackerten. Mit angehaltenem Atem lauschte er in die Dunkelheit.

Das Heulen schwoll an, wurde wieder schwächer, verstummte. Es wiederholte sich nicht, aber George Colu hatte genug gehört.

»Nun heulen sie wieder«, flüsterte er vor sich hin. »Jede Nacht heulen sie!« Und nach einer Pause: »Das bedeutet Unglück! Unglück…«

***

»Eine erstklassige Arbeit, Madame! Und für Sie sind Rubine wie geschaffen!«

Der Verkäufer in dem kleinen Juweliergeschäft an der Rue de Rivoli in Paris bemühte sich nach Kräften, seiner eleganten Kundin das Kollier schmackhaft zu machen, das vor ihr auf dunkelblauem Samt funkelte. Die wasserstoffblonde Dame vertiefte sich in den Anblick des Schmucks. Der Verkäufer studierte ihren Gesichtsausdruck – und erst

als die Glocke an der Ladentür bimmelte, hob er den Kopf. Seine Augen weiteten sich.

Zwei Männer hatten das Juweliergeschäft betreten. Maskierte Männer…

Der eine war auffallend klein und schmal, der andere hoch gewachsen und von knochiger Hagerkeit, aber auf diese feinen Unterschiede achtete der Verkäufer nicht. Er sah nur die unheimlichen schwarzen Strumpfmasken, die funkelnden Augen hinter den Sehschlitzen – und die Pistolen, die die beiden Kerle blitzschnell aus den Taschen ihrer abgetragenen Trenchcoats gezaubert hatten.

»Überfall«, knurrte der Knochige. »Einpacken!« Mit diesen Worten knallte er eine alte Einkaufstasche dicht neben der schreckensstarren Kundin auf die Glastheke. Seine Augen funkelten auf, als er das kostbare Rubin-Kollier entdeckte. »Damit kannst du gleich anfangen, und dann weiter im Text. Alles, was da ist! Und komm nicht auf die Idee, die Alarmanlage zu betätigen. Wenn hier Polizei auftaucht, hast du blitzschnell ein Loch an einer Körperstelle, wo keines hingehört, compris?«

Der Verkäufer wollte lieber ein lebendiger Feigling als ein toter Held sein.

Er packte ein. Das Kollier, Ringe, Ketten, Diademe – alles, was ihm unter die Finger kam. Und da er unterbezahlt war und von seinem Chef schlecht behandelt wurde, gab er sich nicht die geringste Mühe, an den kostbarsten Stücken vorbeizugreifen.

Auch an dem Tempo, mit dem er einpackte, gab es für die ungebetenen Besucher nichts auszusetzen. Der Verkäufer schnitt ein Pokerface. Nur ein genauer Beobachter hätte ihm angesehen, dass ihn der Zwischenfall mit stiller Genugtuung erfüllte. Das Einzige, das ihn ärgerte, war die Anwesenheit der superblonden Kundin, denn sonst hätte er die Gelegenheit genutzt, um sich selbst ein paar Steine unter den Nagel zu reißen.

Der Überfall dauerte genau sechs und eine halbe Minute.

Mit einem zufriedenen Zischlaut riss der hagere Gangster die Tasche von der Theke und drückte sie seinem kleinen Komplizen in die Hand. Der Verkäufer hatte sich immer noch vorgebeugt – er lauerte auf eine Chance, ungesehen von der Kundin nach einem Brillantring zu greifen, den er zwischen zwei Schatullen hatte fallen lassen. Sekundenlang konzentrierte er sich ganz auf diesen Versuch, ein einziges Mal im Leben einen Zipfel vom großen Geld zu erhaschen – und er reagierte viel zu spät, als der knochige Gangster plötzlich ausholte.

Der Pistolenlauf landete an der Schläfe des Verkäufers, das Opfer sackte über der Theke zusammen. Die superblonde Kundin wollte aufkreischen, aber sie kam nicht mehr dazu. Die Tatsache, dass sie eine Perücke trug, bewahrte sie vor einer schweren

Gehirnerschütterung – aber der Schlag auf ihren Hinterkopf reichte aus, um sie sang- und klanglos umkippen zu lassen.

Als der Verkäufer ein paar Minuten später wieder zu sich kam, waren die beiden Gangster wie ein Spuk verschwunden.

***

Der Wagen holperte über einen der unbefestigten Wege in den Wäldern um Bievres. Noch war der Himmel hell, aber zwischen den Bäumen ballte sich die Dunkelheit schon dicht und undurchdringlich wie schwarze Watte. Jean Calmat hatte die Scheinwerfer eingeschaltet. Er nuckelte an einer Zigarette und produzierte Rauchringe, die vor der Windschutzscheibe zu grotesken Gebilden zerfaserten.

Neben ihm hatte sich der kleine schmale Ricci Tours nervös vorgebeugt.

»Merde!«, fauchte er. »Wie lange willst du eigentlich noch durch die Gegend kutschieren, verdammt?«

»Immer mit der Ruhe«, sagte der knochige Gangster gelassen. Sein eckiges Gesicht unter dem schwarzen Stoppelhaar glich einer Maske. »Wir waren uns einig darüber, dass wir die Sore verstecken, bis sie nicht mehr so heiß ist, mon ami. Und unter den Eiffel-Turm können wir das Zeug schlecht legen.«

Ricci Tours biss sich auf die Lippen. Seine unsteten grauen Augen folgten dem Weg, der in lang gezogenen Kurven anstieg. Er wurde immer schmaler, Zweige und Dornen kratzten über den Lack des Wagens, und die Räder wühlten sich tief in den lockeren Boden hinein.

Calmat stoppte am Fuß eines steil ansteigenden Hangs. Der Motor erstarb mit einem satten Blubbern, die Scheinwerfer erloschen. Die beiden Männer stiegen aus – und in der gleichen Sekunde hörten sie das hohe, klagende Heulen.

Ricci Tours fuhr zusammen. »Was war das?«, stieß er hervor.

Sein Komplize hob gleichmütig die Schultern. »Woher soll ich das wissen? Irgendein Tier vermutlich.«

»Aber es hörte sich an wie… wie …«

»Na, wie schon! Ein Köter hat geheult, das ist alles. Mon dieu, nächstens wirst du noch vor einer Maus davonlaufen.«

Der kleine Gangster presste die Lippen zusammen. Sein schmales Gesicht mit dem spitzen Kinn wirkte verzerrt. Ricci Tours war ein Stadtmensch. Die Idee, den geraubten Schmuck in einer Höhle zu verstecken, hatte ihm von Anfang an nicht gefallen.

Schweigend sah er zu, wie Jean Calmat die Tasche vom Sitz zerrte.

Der große, knochige Mann schritt schnell aus, bahnte sich einen Weg durch Dornengestrüpp und dichtes Unterholz. Tours folgte ihm

widerwillig. Nie wieder ein Coup mit diesem Verrückten, schwor er sich – und konnte nicht ahnen, dass er nicht mehr lange genug leben würde, um überhaupt noch irgendein Ding zu landen.

Jean Calmat folgte einem kaum sichtbaren Trampelpfad. Nach ein paar Metern stiegen schräge Felsplatten stufenförmig aufwärts. Sie endeten auf einem kleinen Plateau vor einem mächtigen Felsblock, den herabhängende Ranken fast vollkommen verdeckten.

»Schnapsidee«, schimpfte Ricci Tours. »Hier kannst du das Zeug doch nicht liegen lassen, hier…«

»Wir buddeln es ein. Was glaubst du, warum ich den Spaten mitgebracht habe? Und nun halt die Luft an, compris?«

Tours sagte nichts mehr.

Vor ihm griff Jean Calmat nach der Taschenlampe in seinem Gürtel. Mit der Linken schob er ein paar von den Ranken beiseite, ließ die Lampe aufleuchten – und der hohe, schmale Eingang einer Höhle wurde sichtbar.

Tours pfiff leise durch die Zähne. Das Loch war erstklassig getarnt, das musste selbst er zugeben. Hinter seinem Komplizen schlüpfte er in die Dunkelheit der Grotte und sah sich um, während Calmat den Lichtkegel wandern ließ.

Ein schmaler Gang führte im Hintergrund der Höhle tiefer ins Erdinnere. Jean Calmat ging noch einmal zum Ausgang zurück, zerrte die Tasche mit dem Schmuck herein und reichte seinem Komplizen die Lampe.

»Geh voran«, sagte er knapp, während er selbst die Tasche hochnahm.

Ricci Tours fühlte sich unbehaglich, als er in den engen Gang eindrang. Er bewegte sich langsam, weil herabgefallene Felsentrümmer auf dem Boden lagen. Ab und zu schielte er misstrauisch zur Decke.

Gerade wollte er seinen Komplizen fragen, ob der sich überlegt habe, dass unter Umständen die ganze Höhle zusammenstürzen und ihre Beute unter sich begraben könne – da blieb er stehen wie festgenagelt.

Er war ein paar Schritte weiter vorgedrungen als Calmat bei seinem ersten Besuch in der Höhle. Die Taschenlampe leuchtete in eine Nische – und Ricci Tours zuckte erschrocken zusammen.

Zwei Yards vor ihm war der abzweigende Gang mit Bruchsteinen zugemauert. Die Umrisse einer schweren eisenbeschlagenen Tür zeichneten sich ab. Drei massive Riegel verschlossen sie, und ein großer, verschnörkelter Schlüssel hing an einem Nagel an dem hölzernen Rahmen und blinkte matt.

Ricci Tours zog die Brauen zusammen.

»Hey«, knurrte er. »Was soll das denn darstellen?«

Auch Calmat runzelte die Stirn. Er stand hinter seinem Komplizen

und starrte ebenfalls die Tür an. Einen Moment lang verharrte er einigermaßen fassungslos, dann hob er die Schultern.

»Das Ding war mir bis jetzt überhaupt noch nicht aufgefallen«, sagte er. Und nach einer Pause: »Umso besser! Hinter einer massiven Tür ist die Sore noch sicherer als…«

»Du spinnst, Jean«, stieß Tours durch die Zähne. »Hast du keine Augen im Kopf? Was du siehst, ist eine Tür in einer Mauer. Das hat jemand gebaut, Mensch! Und bestimmt nicht aus reinem Vergnügen.«

»Na und? Selbst wenn es eine Komfortwohnung darstellen soll – das Ganze ist garantiert ein paar hundert Jahre alt. Heute wird es bestimmt nicht mehr genutzt. Und kein Mensch kennt es…«

»Bist du sicher?«

»Nein!«, fauchte Calmat wütend. »Aber in ein paar Minuten werde ich sicher sein.«

Mit diesen Worten ließ er die Tasche fallen, schob seinen kleinen Komplizen beiseite und machte sich daran, mit erheblichem Kraftaufwand die drei Riegel aus ihrer Verankerung zu lösen.

Er brauchte etwa fünf Minuten dazu. Seine Flüche hallten von den Wänden wider. Ricci Tours beobachtete ihn beklommen. Calmat griff nach dem Schlüssel, drehte ihn im Schloss – und tatsächlich öffnete sich die schwere Tür mit einem jämmerlichen Knarren.

Ein kühler Luftzug wehte den beiden Männern entgegen.

Wie ein Geisterfinger stach der Strahl der Taschenlampe in den dunklen Raum, erfasste feucht schimmernde Wände und eine niedrige Decke. Jean schritt über die Schwelle.

»Komisch«, brummte er. »Nichts weiter als eine normale Höhle! Was, zum Teufel, soll…«

Er stockte.

Ganz deutlich war das leise, drohende Fauchen an sein Ohr gedrungen. Er kniff die Augen zusammen, versuchte, etwas zu erkennen, und im gleichen Moment bewegte Ricci Tours hinter ihm die Taschenlampe nach rechts.

Helle Punkte glommen auf.

Gelbe, funkelnde Raubtierlichter…

Calmat fühlte eiskalten Schrecken, blieb stehen wie festgebannt – und noch ehe er ganz begriffen hatte, lösten sich schon die grauen, zottigen Gestalten aus dem Schatten.

Wölfe!

Ein ganzes Rudel Wölfe, deren tiefes, grollendes Fauchen die Höhle erfüllte. Calmat starrte sie an. Er begriff immer noch nicht. Sein Gehirn weigerte sich zu glauben, was seine Augen sahen. Mit hängenden Armen stand er da, gefroren in eisigem Entsetzen, und sah die Bestien an, die aus dem Nichts zu kommen schienen und knurrend

die Fänge bleckten.

»Nein«, flüsterte Calmat. »Nein! Nein, das…«

Seine Worte schienen einen Bann zu brechen.

Das Fauchen verstärkte sich.

Eine der Bestien duckte sich, federte ab, streckte sich zu einem langen Sprung – und drei, vier andere folgten.

Aus Jean Calmats Kehle kam ein erstickter Laut.

Er schwankte, nackte Todesangst würgte ihn und schnürte seine Kehle zu. Links und rechts von sich sah er die grauen Schatten vorbeihuschen. Ein krächzender Schrei brach über seine Lippen, er begriff nicht, dass gar nicht er es war, dem der Angriff der teuflischen Meute galt – und erst als er hinter sich das gellende Aufheulen seines Komplizen hörte, warf er den Kopf herum.

Ricci Tours hatte in allerletzter Sekunde versucht, der tödlichen Gefahr zu entgehen.

Die Taschenlampe entglitt seiner Hand und zerklirrte am Boden.

Er warf sich herum. Stolpernd und taumelnd jagte er durch den Gang zurück, der großen Grotte zu – doch schon nach drei Schritten flog ihm einer der massigen grauen Schatten in den Nacken.

Ricci Tours brüllte, als er vornüberfiel.

Vom Nacken her raste der Schmerz wie eine Stichflamme durch seinen Körper. Er fiel hart auf das Gesicht, seine Arme flogen hoch, um den unheimlichen Angreifer zu packen, doch es wurde nur eine ziellose, flatternde Gebärde, die im nächsten Sekundenbruchteil erschlaffte.

Ricci Tours sackte zusammen und die Meute kam wie eine graue Woge über ihn.

Sekunden vertickten.

Sekunden, in denen nichts zu hören war außer wildem Fauchen, gierigem Schnappen und dem grässlichen Geräusch von splitternden Knochen, die zwischen gelben, kräftigen Fangzähnen brachen.

Reglos, halb wahnsinnig vor Grauen, musste Jean Calmat zusehen, wie das Wolfsrudel seinen Komplizen zerfleischte.

Eine Ewigkeit verging, bevor die Bestien von dem Leichnam abließen. Calmat zitterte wie Espenlaub. Er erwartete, dass das Rudel jetzt über ihn herfallen würde; er stand da wie ein Schlachtopfer, das den tödlichen Stoß erwartete, aber nichts passierte.

Die Wölfe duckten sich.

Fauchend und winselnd wichen sie zurück. Ihre Nackenhaare stießen steil empor – und selbst der knochige Gangster begriff in einem Winkel seines Hirns, dass die Bestien Angst hatten…

***

»Fabelhaft«, sagte Professor Zamorra im Brustton der Überzeugung.

Nicole Duval zog die linke Augenbraue hoch, was ihr überraschenderweise das Aussehen einer spitzbübischen Sphinx verlieh. Auf acht Zentimeter hohen Plateausohlen blieb sie stehen und blinzelte in die Pariser Frühlingssonne.

»Dernier cri«, verkündete sie. »Der Mini kommt wieder, das sagen alle Experten.«

»Und Sie sind der Mode wie immer einen Schritt voraus.« Zamorra betrachtete wohlgefällig und ungeniert die langen, erstklassig proportionierten Beine seiner Sekretärin – da sie sie so freimütig enthüllte, sah er keinen Grund, schamhaft zur Seite zu blicken. Der Rock, den sie trug, war in der Tat sehr mini. Weiße Blümchen tummelten sich auf hellrotem Grund, hauchdünne Spaghettiträger hielten das Nichts von Kleid auf den nackten, sanft gebräunten Schultern, und das lange zur Abwechslung einmal blonde Haar hatte den faszinierend lebendigen Schimmer von reifem Weizen.

Die goldfarbenen Funken, die in Nicoles Augen tanzten, passten dazu. Sie ließ eine Winzigkeit von Handtasche um den Zeigefinger kreisen und krauste unternehmungslustig die kleine, energische Nase.

»Und jetzt bummeln wir über die Champs Elysées«, verkündete sie. »Man gibt in Paris nicht sündhaft viel Geld für ein neues Frühjahrsmodell aus, um es dann zu verstecken.«

Zamorra stimmte zu.

Mit seinem Freund Bill Fleming war er erst für den Nachmittag verabredet. Und überdies wusste er, dass er mindestens drei Wochen lang eine missgelaunte und daher zweitklassige Sekretärin haben würde, wenn er widersprach. Nicole hatte sich in das Schicksal gefügt, einen Teil des Jahres in der Abgeschiedenheit von Château Montagne zu leben, das Zamorra von seinem Onkel geerbt hatte – aber zweimal im Jahr, nämlich jeweils zu Beginn der Frühjahrs- und Herbstsaison, zog es die kapriziöse Französin unweigerlich nach Paris ins Zentrum der Mode, um ihre Garderobe auf den neuesten Stand zu bringen.

Der momentan neueste Stand fand auch Zamorras Beifall. Er hatte es ohnehin satt, seine Sekretärin stets in wadenlange Tweedröcke und warme Pullover gehüllt zu sehen. Der Mini bot einen weitaus erfrischenderen Anblick und er stellte fest, dass Nicole damit selbst auf den Champs Elysées einiges Aufsehen erregte.

Er blieb dicht neben ihr, weil er aus Erfahrung wusste, dass weibliche Wesen auf Plateausohlen leicht stolpern. Außerdem bemühte er sich seit einigen Minuten, dem leichten Duft auf die Spur zu kommen, der Nicole umschwebte. Sie schien seine Gedanken zu erraten und warf ihm einen funkelnden Blick zu.

»Scandal«, raunte sie halblaut.

»Wie bitte?«, fragte er konsterniert.

»Scandal«, wiederholte sie. »So heißt mein neues Parfüm, Professor.

Und wie wäre es jetzt mit einer hübschen, verschwiegenen Parkbank?«

Zamorra stellte fest, dass die Pariser Luft eine anregende Wirkung auf den Kreislauf ausübte. Oder war es der Duft von ›Scandal‹? Jedenfalls überquerte er mit seiner Begleiterin sehr zielstrebig den Place de la Concorde und steuerte den Eingang der Tuilerien an.

Sie fanden eine etwas abseits stehende Bank im Schatten schöner alter Bäume. Eine gepflegte Rasenfläche lag vor ihnen, in einiger Entfernung bummelten bunt gekleidete Menschen über den kiesbestreuten Fußweg. Nicole setzte sich und schlug gekonnt die langen Beine übereinander. Grüngoldene Schatten huschten über ihr Gesicht, was ihren Blick vollends rätselhaft wirken ließ.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, erkundigte sich der Professor mit gespieltem Ernst.

Sie krauste die Nase. »Also manchmal bezweifle ich, dass Sie tatsächlich französische Vorfahren hatten, Chef. Sind Sie ganz sicher, dass sich nicht irgendwo ein Eskimo in Ihre Ahnenreihe eingeschlichen hat?«

»Ziemlich sicher. Wieso? Bin ich so schlimm?«

»Schlimm?«, echote sie verblüfft.

Er grinste leicht. »Eskimos haben recht freizügige Gewohnheiten, meine Liebe. Wo sich ihre ursprünglichen Sitten und Gebräuche noch erhalten haben, spielt sich ihr Privatleben im Wesentlichen textilfrei ab. Haben Sie etwa je ähnliche Beobachtungen auf Château Montagne machen können?«

Diesmal fiel Nicole nicht sofort die passende Entgegnung ein, was eine Seltenheit war. Sie strafte ihren Chef mit einem vernichtenden Blick. Zamorra lächelte, lehnte sich zurück und zündete sich eine Zigarette an. Sein Blick glitt über die weite Rasenfläche, zu dem Spazierweg hin.

Eine Gruppe Studenten schlenderte vorüber. Zwischen blühenden Forsythien streunte ein struppiger Schäferhund, in der Nähe flog ein Vogel auf und…

Zamorras Gedanken stockten.

Tief in ihm schien plötzlich ein unsichtbares Pendel auszuschlagen, ein warnendes Signal laut zu werden. Er wusste nicht einmal sofort, wodurch das bewirkt worden war und was ihn irritierte. Seine Augen wurden schmal, glitten weiter – und kehrten wie von einem Magneten angezogen zu dem Hund zurück.

Hund? War das wirklich ein Hund?

Zamorra sah die kräftigen Läufe, die eisenharten Muskeln unter dem struppigen Fell, die gelben Raubtierlichter – und wie mit einem elektrischen Schlag durchzuckte ihn die Erkenntnis, dass er bestimmt kein harmloses Haustier vor sich hatte.

Das da drüben war ein Wolf.

Ein echter, riesiger Wolf, der…

Unsinn, dachte er.

Ein Wolf in den Tuilerien, mitten in Paris! Das gab es natürlich nicht. Das waren Hirngespinste, das…

Ein zweites Tier tauchte auf.

Wie ein Schatten erschien es zwischen den blühenden Büschen – ein grauer, bedrohlicher Schatten auf dem strahlenden Hintergrund des Pariser Frühlingstages. Die Sträucher bewegten sich. Etwas weiter rechts duckte sich ein dritter Schatten zwischen den bunten Tulpen einer Blumenrabatte. Zamorras Blick zuckte umher, glitt über die Forsythienhecke, über die Bäume und Blumen – und seine Kehle wurde trocken, als er auf Anhieb mindestens ein halbes Dutzend von den grauen, zottigen Bestien entdeckte.

Sie kamen von überall her, schienen aus dem Nichts aufzutauchen.

Und es *waren* Wölfe. Ein Rudel Wölfe mitten in Paris. Ausgehungerte Bestien, die…

Das Rudel formierte sich.

Zamorra war aufgesprungen, achtete nicht auf Nicoles verständnislosen Blick. Seine Augen hingen an den Tieren, die sich jetzt dicht aneinander drängten und in langen Sätzen über den Rasen kamen.

Drohendes Fauchen hing in der Luft – und ein paar von den ahnungslosen Spaziergängern drehten die Köpfe.

Eine Frau schrie.

Eine zweite Stimme fiel ein, aus der Gruppe der Studenten löste sich ein anscheinend besonders geistesgegenwärtiger junger Mann und wollte wegrennen. Es war der größte Fehler, den er begehen konnte.

Die Bestien sahen die rennende Gestalt, die Flucht des Jungen stachelte blitzartig den Beutetrieb der Tiere an – und das Rudel vollführte eine jähe Wendung.

Jetzt hatten die meisten Spaziergänger gemerkt, was da so plötzlich über sie hereingebrochen war.

Von einer Sekunde zur anderen brach Panik aus. Menschen schrien, rannten nach allen Richtungen davon, suchten Schutz zwischen Büschen und Bäumen. Zamorra spürte, wie sich Nicole erschrocken an seinen Arm klammerte. Er machte sich rasch los, presste die Lippen zusammen und griff nach dem Smith & Wesson 38 Special, den er – seit er einmal daran gewöhnt war – auch bei harmlosen Ausflügen in die Modewelt stets unter der Achsel trug.

»Bleiben Sie hier!«, flüsterte er Nicole zu, wandte sich rasch um und begann, geduckt über die weite Rasenfläche zu laufen.

Der Student hatte jetzt gemerkt, dass die Bestien hinter ihm her waren.

Ein Blick über die Schulter konfrontierte ihn mit der tödlichen

Gefahr. Sein Gesicht verzerrte sich, er schrie auf vor Schrecken. Noch hatte er einen Vorsprung – aber als er weiterjagte, ließ lähmendes Entsetzen seine Schritte stolpern und unsicher werden.

Die Bestien fauchten, ihr heiseres Bellen dröhnte unheimlich durch die Luft. Wie eine graue Woge jagten sie dahin, ein Pulk vorwärts schießender zottiger Leiber. Zamorra rannte weiter, bis er auf zehn, fünfzehn Yard heran war, dann ließ er sich aus vollem Lauf in die Hocke fallen.

Er zielte mit ausgestrecktem Arm, sah über Kimme und Korn den schmalen Kopf des Leittiers. Für den Bruchteil einer Sekunde konzentrierte er sich – dann drückte er ab, ohne die Waffe auch nur um einen Inch zu verreißen.

Er traf.

Jedenfalls war er hundertprozentig sicher, getroffen zu haben, als er den Ruck sah, der durch den Körper des Tieres ging. Der schmale graue Kopf flog herum. In einem wütenden Fauchen bleckten sich die gelben Fangzähne und dann jagte die Bestie weiter, als sei überhaupt nichts geschehen.

Zamorra presste die Lippen zusammen.

Ihm war kalt, eiskalt von innen her. Er hatte begriffen. Aber er wusste, dass er keine Chance hatte gegen diese Bestien, nicht jetzt, nicht unvorbereitet, und er feuerte weiter in dem verzweifelten Bemühen, die Tiere zumindest zu verwirren und abzulenken.

Es gelang ihm nicht.

Schuss auf Schuss jagte er aus dem Lauf, Kugel auf Kugel schlug in dahinjagende graue Leiber, in Schädelknochen und tückische gelbe Augen – aber die Tiere waren mit normalen Waffen nicht zu verletzen. Sie jagten weiter, fauchend und unbeirrt. Ihr Opfer erreichte den Saum des Buschwerks, wollte sich zwischen blühende Forsythien flüchten, stolperte und die Masse der zottigen Leiber schlug wie eine Woge über ihm zusammen.

Es dauerte nur Sekunden.

Der gellende Todesschrei des Opfers mischte sich mit dem entsetzten Aufkreischen von unfreiwilligen Zuschauern. Das letzte Röcheln des unglücklichen Studenten ging im Fauchen der Bestien unter.

Einen Moment lang verwandelte sich die Stätte des Grauens in ein Chaos aus schnappenden, reißenden Zähnen, gierigem Heulen und Blut – dann ließen die Wölfe von ihrem zerfleischten Opfer ab und hetzten mit langen Sprüngen in die Büsche.

Zwei knappe Minuten nach ihrem unvermuteten Auftauchen waren sie so vollständig vom Erdboden verschwunden, als habe sich die Hölle selber aufgetan, um ihre Ausgeburten zu verschlingen.

Zurück blieb ein Toter – und ein Dutzend Zeugen, die nur langsam aus der Starre des Entsetzens erwachten…

***

Albert Brasseur vertilgte eine halbe Stange Baguette mit frischer Butter, zündete sich eine Zigarette an und schlürfte Milchkaffee aus einer Schale. Er war spät aufgestanden und frühstückte auf der Terrasse seiner Villa. Behaglich lehnte er sich zurück, ließ die Frühlingssonne auf sein breites, kräftiges Gesicht scheinen und beobachtete den Gärtner, der eine Schubkarre in den entfernteren Teil des Parks schob.

Brasseur gähnte. Sein Diener servierte den Cognac, mit dem der massige Gangsterboss jede Mahlzeit abzuschließen pflegte. Er trank gern und viel. Ein Arzt hätte ihm sagen können, dass er den gelblich-braunen Teint nicht seiner algerischen Großmutter, sondern seiner angeknacksten Leber verdankte, aber Albert Brasseur hatte es bisher nie für nötig befunden, einen Arzt aufzusuchen.

Er nippte mit Genuss an dem Cognac. Dabei dachte er über seine Geschäfte nach und über das kleine Problem, das ihn im Moment beschäftigte. Zwei seiner Leute waren spurlos verschwunden: Jean Calmat und Ricci Tours. Vor drei Wochen hatte er sie zuletzt gesehen. Er kannte Calmat. Der Bursche wollte im Grunde nichts weiter, als selbständig arbeiten, um sein eigener Herr zu sein – aber Brasseur konnte aus Sicherheitsgründen nicht gestatten, dass jemand ausstieg, der einmal für ihn tätig gewesen war.

Seine Leute hatten Calmat und Tours bisher vergeblich gesucht.

Allmählich fühlte sich Albert Brasseur reingelegt. Wenn er die Kerle erwischte, würde er sich eine besonders bösartige Todesart für sie ausdenken und…

Seine Gedanken stockten.

Aus zusammengekniffenen Augen musterte er den Gärtner, der in sichtlicher Hast über den breiten Weg gerannt kam. Nein, Hast war noch nicht einmal der richtige Ausdruck. Die Bewegungen des grauhaarigen Mannes spiegelten helle Panik, und jetzt riss er den Mund auf zu einem gellenden Entsetzensschrei.

Albert Brasseur reagierte sofort.

»Gil!«, brüllte er. »Louis!«

Hinter ihm im Wohnzimmer wurden die polternden Schritte seiner beiden Leibwächter laut – und vor sich sah er den riesigen, zottigen Hund durch die Büsche brechen.

Der Gärtner verlor das Gleichgewicht und fiel.

Ein zweiter, ein dritter und vierter Hund tauchten auf. Sie stürzten sich auf den am Boden liegenden Mann, eines der Tiere schlug die Fänge in die Kehle des Opfers – und das war der Moment, in dem Albert Brasseur begriff, dass es sich um Wölfe handelte.

Er sprang so heftig auf, dass der Stuhl umkippte.

Sein Gesicht war bleich wie ein Laken. Taumelnd wich er zurück, sah

sich nach seinen Leibwächtern um und erst der Anblick der Maschinenpistolen in den Fäusten der Gorillas beruhigte ihn etwas.

Die Wölfe hatten von dem toten Gärtner abgelassen.

Ein ganzes Rudel war es jetzt – graue, zottige Bestien mit gebleckten Zähnen und tückisch funkelnden Lichtern. Sie bewegten unruhig die Köpfe, schienen Witterung aufzunehmen, und Brasseur biss sich auf die Lippen, bis er sein eigenes Blut schmeckte.

»Knallt sie zusammen!«, krächzte er. »Schießt die Biester ab! Worauf wartet ihr, zum Teufel?«

Die beiden Gorillas rissen sich aus ihrer Erstarrung.

Sie waren schon mit ganz anderen Situationen fertig geworden.

Das meinten sie jedenfalls. Gil Perris, der blonde Riese, machte den Anfang, stürmte die Terrassenstufen hinunter und schwang die MPi hoch. Louis Mont folgte ihm. Beide Männer rannten ein paar Schritte über den Rasen, bevor sie stehen blieben und die Schlösser der auf Dauerfeuer gestellten Waffen klirren ließen.

Auf den Gärtner nahmen sie keine Rücksicht – dem konnte sowieso niemand mehr helfen.

Gil Perris schoss als Erster.

Er hielt mitten hinein in das Rudel, streute eiskalt das Gelände um den Toten ab. Auch Louis Mont zog durch. Die Maschinenpistolen ratterten, die Männer erwarteten, dass das Wolfsrudel im hämmernden Stakkato zusammenbrechen würde – aber nichts dergleichen geschah.

Das Leittier löste sich aus dem Pulk und kam in langen Sätzen über den Rasen.

Gil Perris riss ungläubig die Augen auf. Er verfeuerte die zweite Hälfte des Magazins. Er sah, dass er traf, sah die Kugeln in den zottigen grauen Leib einschlagen – doch das Ergebnis war so, als habe er lediglich mit einer Hand voll harmloser Kieselsteinchen geworfen.

Perris’ Waffe war leer.

Mit einem wilden Schrei schleuderte er sie dem angreifenden Tier entgegen. Der Lauf traf den Schädel der Bestie, sie wurde zurückgeworfen, und Louis Mont verfeuerte verbissen seine letzten Kugeln auf die Wölfe, die dem Leittier folgten.

Die beiden Gangster hatten nicht die leiseste Chance zur Flucht.

Als sie sich herumwerfen wollten, waren die Wölfe heran. Das Leittier sprang Gil Perris an und zerfetzte dem schreienden Mann mit einem einzigen Biss die Kehle. Louis Mont fiel auf die Knie, als ihn zwei der Bestien gleichzeitig ansprangen. Sie verbissen sich in seinen Arm, rissen das Fleisch von den Knochen, und der Schrei des Gangsters ging in ein schrilles, wahnsinniges Heulen über, das noch grässlicher klang als das Fauchen der entfesselten Bestien.

Starr vor Entsetzen sah Albert Brasseur zu, wie seine Leibwächter

von den Wölfen zerfleischt wurden.

Zwei Sekunden lang vermochte der Gangsterboss sich nicht zu rühren. Dann erstarb Louis Monts Heulen, erlöste der Tod das Opfer und der Bann zerbrach, der Brasseur an seinem Platz gehalten hatte.

Er warf sich herum.

Nackte Todesangst peitschte ihn vorwärts.

Stolpernd und taumelnd rannte er über die Schwelle, schlug die Terrassentür hinter sich zu, dass das Glas klirrte, und hetzte weiter.

Sein Fuß verhakte sich hinter dem kostbaren Orientteppich. Mit einem Schrei stürzte der Gangsterboss auf Hände und Knie und rappelte sich verzweifelt wieder hoch. Quer durch die luxuriöse Wohnhalle rannte er in sein Arbeitszimmer, fiel mit dem Oberkörper über den Schreibtisch und griff nach dem Telefon.

Er keuchte, war von Kopf bis Fuß in Schweiß gebadet. Seine Augen quollen vor, die kurzen, dicken Finger zitterten – und während er den Notruf herunterkurbelte, hörte er die Türscheibe unter dem Anprall eines schweren Körpers zerklirren…

***

Serge Didier war etwa fünfunddreißig Jahre alt und sah aus wie das Urbild des französischen Charmeurs. Schwarzes Haar fiel ihm in das schmale, gebräunte Gesicht, ein flottes Bärtchen zierte seine Oberlippe. Er war ein mediterraner Typ, und in seinen dunklen Augen lag der lebhafte, vitale Glanz des Südfranzosen.

Jetzt allerdings waren diese Augen schmal und hart. Kommissar Didier starrte auf die Überreste des Leichnams, der gerade von einem unglaublich dicken Polizeiarzt untersucht wurde. Die asthmatischen Atemzüge des schwergewichtigen Beamten waren das einzige Geräusch außer dem Brausen des fernen Verkehrslärms. In einem Umkreis von hundert Meter hatten uniformierte Flics das Gelände abgeriegelt und zwischen den Menschenmauern, die sich hinter den Absperrungen drängten, lagen die Tuilerien wie ausgestorben in der Sonne.

Die Augenzeugen des grässlichen Schauspiels hatten sich um den Kastenwagen der Mordkommission versammelt, der in einiger Entfernung im Schatten parkte. Auch Nicole war darunter. Einzig Professor Zamorra stand direkt am Ort des schrecklichen Geschehens.

Er hatte auf die angreifenden Tiere geschossen, er war in nächster Nähe gewesen – und außerdem besaß Kommissar Didier eine Menschenkenntnis, die ihn in dem hoch gewachsenen athletischen Wissenschaftler mit den angegrauten Schläfen und den klugen grauen Augen auf Anhieb den wichtigsten Zeugen wittern ließ.

Mit einem schweren Schnaufen hob der Polizeiarzt den Kopf. Seine kleinen wasserhellen Augen blinzelten in die Sonne.

»Kein Zweifel«, stellte er fest. »Eine Meute Hunde hat den armen Jungen zerrissen.«

»Wölfe«, verbesserte Zamorra ruhig.

Der Arzt kniff die Lider zusammen, was zur Folge hatte, dass seine Augen fast zwischen Fettwülsten verschwanden. Serge Didier drehte mit einem Ruck den Kopf.

»Wie bitte?«, fragte er scharf.

»Wölfe«, wiederholte Zamorra. »Es war ein Wolfsrudel, das den Mann zerrissen hat. Sie dürfen mir glauben, dass ich Haustiere von raubgierigen Bestien zu unterscheiden weiß, Commissaire.«

Didier sog tief den Atem ein und ließ ihn wieder entweichen. Es sprach für einen scharfen, vorurteilsfreien Verstand, dass er den Gedanken nicht sofort ins Reich der Fabel verwies. Er blickte den Toten an, den Polizeiarzt und dann den Professor.

»Das ist doch nicht möglich«, sagte er leise.

Zamorra hob die Schultern. »Es ist leider wahr. Ebenso wahr wie einige andere Umstände, die ich Ihnen vielleicht besser unter vier Augen erläutere.«

Didier zögerte. Sein schmales Gesicht war blass unter der Sonnenbräune.

»Einer der Augenzeugen ist zufällig Zoologe«, sagte er gedehnt.

»Er hat ebenfalls behauptet, es habe sich um Wölfe gehandelt.«

»Eben, Commissaire. Können wir irgendwo allein sprechen?«

»In meinem Wagen. Er steht da drüben. Kommen Sie!«

Zamorra folgte ihm. Didier glitt ans Steuer, der Professor setzte sich auf den Beifahrersitz. Er nahm die schwarze Gitane, die Didier ihm anbot, und inhalierte tief.

»Es waren Wölfe«, wiederholte er. »Aber es waren keine normalen Wölfe – keine Tiere, die beispielsweise aus einem Zoo ausgebrochen sind oder sich auf andere Weise hierher verirrt haben könnten. Es waren übersinnliche Wesen.«

»Aber…«

»Lassen Sie mich aussprechen, Commissaire. Ich habe auf die Tiere geschossen. Wenn Sie Wert darauf legen, kann ich Ihnen jederzeit auf dem Schießstand beweisen, dass ich davon etwas verstehe. Ich bin hundertprozentig sicher, zumindest drei der Tiere in den Kopf getroffen zu haben. Sie hätten tot sein müssen, aber sie waren es nicht. Sie jagten weiter, als sei nichts geschehen.«

Serge Didier presste die Lippen zusammen.

»Das gibt es doch nicht«, sagte er leise.

Aber seine Stimme klang so, als spreche er zu sich selbst, als versuche er lediglich, sich gegen eine unbequeme Wahrheit zu wehren – und Zamorra spürte, dass er hier einen potentiellen Verbündeten im Kampf gegen die dunklen Mächte vor sich hatte.

Didier wollte noch etwas sagen – doch im gleichen Moment flackerte das rote Lämpchen des Funkgeräts auf.

Der Kommissar griff zur Sprechmuschel.

Eine leicht verzerrte Stimme sprudelte Informationen in einem schnellen südfranzösischen Dialekt heraus. Aber Zamorra verstand genug, um sich kerzengerade aufzurichten.

Didier warf den Kopf herum.

Zwei Sekunden schien er zu zögern, den Wissenschaftler ins Vertrauen zu ziehen, den er erst vor wenigen Minuten kennen gelernt hatte, dann atmete er tief durch.

»Auf dem Grundstück von Albert Brasseur wütet ein Wolfsrudel«, stieß er hervor. »Brasseur hat telefonisch um Hilfe gerufen. Er ist einer der gefährlichsten Gangsterbosse von Paris, und er scheint ebenfalls in der Lage zu sein, Wölfe und Haushunde auseinander zu halten.«

Zamorra runzelte die Stirn.

Er überlegte blitzschnell. Didier würde jetzt seine Leute zu Brasseurs Adresse jagen, das war klar. Aber ebenso klar war es, dass die Beamten nichts ausrichten konnten, dass sie allenfalls ihr eigenes Leben riskieren würden. Der Professor grub die Zähne in die Unterlippe und wandte den Kopf.

»Fahren Sie mich in mein Hotel, Commissaire«, bat er. »Ich verfü- ge über ein paar Waffen, die möglicherweise wirken. Und sorgen Sie dafür, dass sich Ihre Leute zurückhalten!«

Didier zögerte.

Die Konfrontation mit dem Übermenschlichen kam zu plötzlich, die Situation unterschied sich zu krass vom Normalen, als dass er auf Anhieb das Gewohnte über Bord werfen konnte. Seine Stimme klang heiser.

»Professor, ich kann doch unmöglich…«

»Sie müssen, Commissaire! Es steht einfach zu viel auf dem Spiel. Ich bin mir bewusst, dass Sie berufliche Schwierigkeiten bekommen könnten, wenn sie meinen Vorschlägen folgen, aber in dieser Situation…«

»D'accord! Ich nehme es auf meine Kappe. Wohin, Professor?«

Zamorra nannte die Adresse des Hotels. Es lag ganz in der Nähe im Quartier Latin. Didier sprang aus dem Wagen, gab mit wedelnden Armen ein paar Anweisungen an seine Leute, ließ sich wieder hinter das Steuer fallen und jagte los.

Er war sehr schweigsam unterwegs. Zamorra ahnte, dass er sich mit den möglichen Folgen seiner Entscheidung beschäftigte. Vor dem Hotel stieg der Professor aus, durchquerte die Halle, und wenig später stand er in dem Zimmer, das er bewohnte.

Er beeilte sich.

Am wichtigsten war das Amulett – das silberne Amulett Leonardo de

Montagnes, um dessentwillen Zamorras Onkel Louis de Montagne einen grässlichen Tod gestorben und um das ein blutiger Kampf entbrannt war, als der Professor sein Erbe angetreten hatte. Mit einer raschen Bewegung hing er sich den Talisman um den Hals. Den Smith & Wesson in dem Schulterholster tauschte er gegen eine zierliche, altertümlich anmutende Pistole aus, eine Spezialanfertigung zum Abfeuern silberner Kugeln. In eine Lederscheide an seinem linken Unterarm schob er einen silbernen Dolch, und als Letztes verstaute er noch den weichen Lederbeutel in der Tasche, der keinen Tabak enthielt, wie sein Aussehen vermuten ließ, sondern verschiedene geheimnisvolle Kräuter und Essenzen, die teilweise das Ergebnis der Forschungen darstellten, die Zamorra auf dem uralten Gebiet der Magie betrieben hatte.

Ein paar neugierige Blicke folgten ihm, als er in sichtlicher Eile das Hotel verließ und auf den Dienstwagen der Polizei zusteuerte. Serge Didier sog nervös an einer seiner schwarzen Zigaretten. Er ließ schon den Motor kommen, als Zamorra den Wagen umrundete, und er startete mit einem Ruck, kaum dass der Professor die Tür hinter sich geschlossen hatte.

»Nun?«, fragte der Beamte knapp, während er in typisch französischer Fahrmanier eine Lücke im Verkehrsstrom eroberte und erst die Sirene einschaltete, als hinter ihm ein wütendes Hupkonzert gellte.

»Ich kann Ihnen nichts versprechen, Commissaire.« Zamorra lehnte sich zurück und bemühte sich, nicht auf den Verkehr zu achten, um keinen Nervenschock davonzutragen. »Ich befasse mich seit Jahren mit den so genannten Grenzwissenschaften, ich habe auf den Gebieten von Psychologie, Parapsychologie, Magie und Spiritismus geforscht. Außerdem hatte ich auch schon direkten Kontakt mit übersinnlichen Phänomenen und Wesen aus der Dämonologie…«

»Sie wollen sagen, Sie sind Geistern und Dämonen begegnet?« Didiers knappe Frage verriet, dass er bereits über die Schwelle des Nicht-Wahrhaben-Wollens hinaus war. Mit Redensarten wie »Das gibt es nicht« oder »Das ist unmöglich« hielt er sich nicht mehr auf.

Serge Didier gehörte zu den erfolgreichsten Kriminalbeamten der Sûreté, und das hatte er nicht zuletzt der Fähigkeit zu danken, auch mit dem Unwahrscheinlichen zu rechnen und grundsätzlich nichts für unmöglich zu halten.

Zamorra verzichtete darauf, seiner Antwort durch wissenschaftliche Fachausdrücke die Schärfe zu nehmen.

»Allerdings«, sagte er. »Ich bin nicht nur Geistern und Dämonen begegnet, ich habe auch einige vernichtet. Auch gegen die Mächte der Hölle gibt es Waffen. Vampire sterben, wenn man ihnen einen zugespitzten Pfahl oder einen silbernen Dolch ins Herz stößt oder sie

mit einer silbernen Kugel erschießt. Bestimmte Formeln und Sprüche sind dazu geeignet, die Geister Verstorbener in die Ewigkeit zurückzuschicken. Dämonen scheuen das Feuer. Man kann sie verbrennen, man kann sie unter bestimmten Umständen an einen Platz bannen, man kann…«

»Und diese Wölfe? Welche Art von Wesen sind das?«

»Ich weiß es nicht.« Zamorra sprach langsam und nachdenklich.

»Werwölfe sind normalerweise Einzelgänger. Fest steht, dass es sich bei den Bestien um untote Wesen handelt. Aber welche Waffe nun wirklich gegen sie wirksam ist…«

Er verstummte.

Sie hatten ihr Ziel erreicht – eine breite, von hohen Ahornbäumen beschattete Villenstraße. Links und rechts schirmten hohe Bruchsteinmauern die Häuser ab – und als Serge Didier stoppte, hörte Zamorra bereits das unheimliche Heulen.

Ein paar Streifenwagen parkten vor der Villa.

Die Polizisten waren weisungsgemäß hinter der Bruchsteinmauer in Deckung gegangen und spähten mit gezogenen Pistolen durch die Schnörkel des schmiedeeisernen Tors. Zamorra und Didier stiegen aus und überquerten eilig die Straße.

»Bleiben Sie hier, Commissaire«, sagte der Professor knapp. »Ich werde allein gehen.«

»Aber ich kann Sie doch nicht…«

»Bleiben Sie hier, bitte! Ich bin geschützt, aber für Ihr Leben könnte ich nicht garantieren. Das ist keine Frage von Mut oder Pflicht, sondern einfach eine Notwendigkeit.«

Didier atmete tief durch. Sein Gesicht glich einer Maske. »Ich muss verrückt sein, dass ich Ihnen glaube, aber…«

»… aber Sie haben keine andere Wahl, Commissaire. Instruieren Sie bitte Ihre Leute. Notfalls ist es immer noch besser, ein Kreuz zu schlagen, statt sinnlos zu schießen.«

Mit diesen Worten wandte er sich ab. Mit drei Schritten erreichte er das schmiedeeiserne Tor, zog sich elastisch an den schwarz gestrichenen Querverstrebungen empor und sprang auf der anderen Seite auf den Kiesweg, während im Haus die schrille, Nerven zerfetzende Sirene einer Alarmanlage einsetzte.

Zamorra verharrte einen Moment.

Er konnte die Tiere nicht sehen – aber er hörte ihr Heulen, eigentümlich dünn und klagend gegen den ebenfalls heulenden Ton der Sirene. Das Geräusch kam von der Rückseite des Hauses. Zamorra ging rasch weiter, zog die Pistole mit den silbernen Kugeln im Magazin aus dem Schulterholster und spürte mit eigentümlicher Intensität das kühle Metall des Amuletts auf der Haut.

Er war durchaus nicht sicher, dass es ihn wirklich schützen würde.

Hundertprozentig sicher konnte er niemals sein, dazu kannte er die verschiedenen Wirkungen des silbernen Talismans noch zu wenig.

Binnen einiger Minuten erreichte er das Haus, huschte an der Seitenwand entlang, bis er den Garten an der Rückfront des Gebäudes im Blickfeld hatte und blieb stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen.

Ein toter Mann war auf dem Weg zusammengebrochen, der tiefer in den Park führte.

Zwei blutüberströmte, zerfetzte Leichen lagen auf dem Rasen – neben sich Maschinenpistolen, die ihnen nicht hatten helfen können.

Zamorras Blick glitt weiter, suchte den Ursprung des unheimlichen Heulens – und dann sah er die unruhig huschenden Schatten auf der Terrasse.

Die Tiere bemerkten ihn.

Das klagende Heulen verstummte, nur noch der Jaulton der Alarmanlage zitterte in der Luft. Leises, bedrohliches Fauchen drang herüber und zwei, drei der zottigen Tiere sprangen die Stufen herunter.

Ihre Augen funkelten.

Blut rann über ihre Lefzen und tropfte auf den Boden. Langsam, sprungbereit, kamen sie heran, ihre Artgenossen folgten ihnen – und als sie noch vier, fünf Yards von Zamorra entfernt waren, verhielten die unheimlichen tappenden Schritte.

Der Professor stand ruhig da.

Er fühlte, wie das Amulett an seiner Brust von einer Sekunde zur anderen lebendig zu werden schien. Ungewöhnlich starke Strahlung, stellte er fest. Eine Art kaltes Feuer drohte ihm die Haut zu versengen. Rasch öffnete er sein Hemd, streifte den Talisman ab und schlang die silberne Kette um das Handgelenk seiner Linken.

Das kühle Metall funkelte.

Ein Knistern wie von sprühenden Funken ging von dem Amulett aus, pfeilgleiche gleißende Strahlen, die sich bündelten und auf das Wolfsrudel konzentrierten. Die Bestien winselten und wichen langsam zurück.

Zamorra machte einen Schritt nach vorn und gleichzeitig krümmte sich sein Finger über dem Abzug der Pistole.

Der Schuss peitschte.

Klatschend schlug die silberne Kugel in einen der grauen Schädel, warf die Bestie ein wenig zurück – aber das war auch das Einzige, was als Reaktion erfolgte.

Zamorra presste die Lippen zusammen.

Fehlschlag, dachte er.

Selbst silberne Kugeln richteten gegen diese Ausgeburten der Hölle nichts aus, und sicher verhielt es sich mit silbernen Dolchen und

zugespitzten Pfählen genauso. Lediglich das Amulett schienen die Bestien zu fürchten, vor ihm krochen sie winselnd rückwärts. Wenn er versuchte, den silbernen Talisman als Waffe zu gebrauchen und mit ihm zuzuschlagen, wie so oft in ähnlichen Situationen…

Er kam nicht mehr dazu.

Als er den nächsten Schritt machte, begannen seine unheimlichen Feinde sich zu verwandeln.

Die zottigen Leiber verschwammen, schienen auseinander zu fließen im unbarmherzigen Strahlen des Amuletts. Graue, unruhige Schatten wurden durchsichtig, nahmen Nebelgestalt an, entmaterialisierten sich mehr und mehr. Ein leises, klagendes Heulen begleitete die Wandlung, ein Laut, der vom aufdringlichen Schrillen der Alarmanlage übertönt wurde. Für Sekunden war noch eine Wolke von grauem, verwehendem Rauch über der Rasenfläche zu sehen – dann hatten sich die Bestien im wahrsten Sinne des Wortes in Luft aufgelöst.

Aber Zamorra wusste, dass sie damit nicht besiegt waren, dass die Entmaterialisation stets einer gelungenen Flucht gleichkam.

Er presste die Lippen zusammen. Die Strahlung des Amuletts wurde schwächer, schließlich umschwebte nur noch ein bläuliches Leuchten den Talisman. Zamorra hängte ihn sich wieder um den Hals, schob die Pistole in das Schulterholster und wandte sich ab, um nachzusehen, wie es im Haus aussah.

Er fand Albert Brasseur in seinem Arbeitszimmer.

Oder besser das, was von dem französischen Gangsterboss noch übrig geblieben war.

Blut verfärbte den kostbaren Teppich. Der Leichnam war bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Und ein paar Meter von diesem zerstörten Körper entfernt lag die vom Arm abgetrennte Hand, die immer noch den Telefonhörer umklammerte…

***

Serge Didier ballte die Hände zu Fäusten.

Sein Gesicht war fahl geworden. Er stand in der Tür zu Brasseurs Arbeitszimmer, die Fäuste in den Taschen vergraben, und sah sich um.

»Das ist ja ein Massaker«, sagte er leise. »Mein Gott, ich bin einiges gewöhnt, aber das hier…«

Er schwieg abrupt. Rasch wandte er sich ab. Inzwischen war die Mordkommission eingetroffen, und der Kommissar gab den Männern des Spurensicherungs-Trupps erste Anweisungen.

Zamorra folgte ihm in den Park hinaus. Didiers Blick glitt über den Gärtner und die beiden toten Leibwächter.

»Sie haben die Bestien vertrieben, Professor«, sagte er leise. »Ich weiß nicht recht, was darunter zu verstehen ist. Haben Sie sie vernichtet?«

»Leider nicht. Sie sind entkommen, haben sich entmaterialisiert.«

»Also in Luft aufgelöst?«

»So kann man es nennen. Um sie endgültig vernichten zu können, müsste man mehr über sie wissen.«

Didier nickte langsam. Immer noch wirkte er verstört und fassungslos, obwohl er sich durchaus fähig gezeigt hatte, die Situation in den Griff zu bekommen und klare, präzise Anweisungen zu geben.

»Es wird eine Panik geben«, sagte er wie zu sich selbst. Mit dem Kinn wies er zu dem schmiedeeisernen Tor hin. »Sehen Sie – drau- ßen warten schon die Presseleute. Es war nicht zu verhindern, dass sie von dem Toten in den Tuilerien erfuhren, und aus dieser Sache hier werden sie auch die richtigen Schlüsse ziehen. Spätestens mor-gen zittert ganz Paris vor den Wölfen.«

»Geben Sie eine offizielle Verlautbarung heraus«, schlug Zamorra vor. »Tischen Sie den Leuten irgendeine halbwegs glaubhafte Erklä-rung auf – das ist dann zwar eine Lüge, aber alles dürfte besser sein als eine Panik.«

»Sicher. So etwas ähnliches werde ich auch tun. Aber die Beruhigung der Bevölkerung wird nur so lange anhalten, bis sich die Bestien wieder zeigen. Und dann?«

Zamorra zuckte die Achseln. »Ich werde mein Möglichstes tun, um das zu verhindern, Commissaire.«

»Aber eine Idee haben Sie auch nicht – oder?«

»Ich habe gewisse Erfahrungen. Heute Nachmittag zum Beispiel bin ich mit einem Freund verabredet, der schon mehr als einmal dem Ursprung übersinnlicher Phänomene auf dem Weg über alte Chroniken und Legenden auf die Spur gekommen ist. Und wenn man die Tatsachen kennt, die Natur der Bedrohung, dann gelingt es auch meistens, die richtige Waffe dagegen zu finden.«

Didier sah ihn an. »Sie sind bereit, uns zu helfen, Professor?«

»Selbstverständlich. Gemeinsam werden wir es schon schaffen. Allerdings dürfte das eine etwas unkonventionelle Art der Zusammenarbeit werden.«

Didiers Lider zogen sich zusammen. Noch einmal ließ er den Blick wandern, sah zu dem zerfleischten Leichnam des Gärtners hinüber und zu den beiden toten Gorillas. Langsam hob er die Schultern und ließ sie wieder sinken. »Was glauben Sie, wie egal mir in dieser Lage die Konventionen sind«, sagte er trocken.

***

Nicole Duval und Zamorra hatte es den Appetit verschlagen. Nicht so Bill Fleming, der noch nicht über die Ereignisse informiert war. Er verzehrte in aller Gemütsruhe ein Menü aus Krabbencocktail, Zwiebelsuppe, Tournedos Rossini, Obst und einer Käseplatte, schloss

die Mahlzeit mit dem unvermeidlichen Bourbon on the Rocks ab und lehnte sich zurück. Sein Blick glitt von einem zum anderen, und jetzt fiel ihm auf, dass die Gesichter seiner Freunde ernst und verschlossen wirkten.

»Ihr seht aus wie drei Tage Regenwetter«, erklärte er. »Nicole – der Pariser Frühling scheint Ihnen nicht zu bekommen.«

»Einigen Leuten ist er heute so schlecht bekommen, dass sie jetzt tot sind«, sagte Zamorras Sekretärin trocken.

Bill hob die Brauen.

»Gespenstergeschichten?«, fragte er.

Zamorra lächelte leicht. Er war es gewöhnt, dass Bill Fleming dem weiten Gebiet des Übersinnlichen etwas skeptisch gegenüberstand.

Dass das, was er früher stets als Hirngespinste abgetan hatte, durchaus real war, wusste er inzwischen aus Erfahrung. Aber das hinderte den jungen Historiker nicht daran, sein Unbehagen gegenüber diesen Dingen mit spöttischen Redensarten zu überspielen.

Der Professor informierte ihn kurz. Bills Augen wurden schmal.

Mechanisch zündete er sich eine Zigarette an und inhalierte tief.

»Klingt gefährlich«, sagte er langsam. »Willst du dich darum kümmern?«

Zamorra nickte.

Für ihn war es selbstverständlich, dass er alles versuchen würde, um der irrationalen Drohung zu begegnen. Das Amulett, das er geerbt hatte, bedeutete nicht nur Macht, sondern legte ihm auch eine Verpflichtung auf. Als einer von wenigen war er in der Lage, wirksam gegen die dunklen Mächte zu kämpfen, die die Menschheit bedrohten, und er stellte sich dieser Aufgabe, wo immer sie auf ihn zukam.

»Wir müssen herausfinden, mit welcher Art von Wesen wir es zu tun haben«, sagte er. »Bill – du hast doch früher einmal an der historischen Fakultät der Sorbonne gearbeitet, oder?«

»Allerdings. Und ich kenne auch den Mann, der den Lehrstuhl für Parapsychologie innehat: Professor Lecourbé. Er verfügt über eine beachtliche Sammlung von alten Chroniken.«

»Dann ist er der richtige Mann für uns. Kannst du ein Gespräch vermitteln?«

»Ich kann es versuchen. Wartet einen Augenblick – ich bin gleich zurück.«

Er verschwand in der Hotelhalle, um die Telefonzelle zu benutzen.

Nach wenigen Minuten kam er zurück. Sein Gesicht drückte Triumph aus, und die anderen waren nicht überrascht zu erfahren, dass Professor Lecourbé sie erwartete.

Eine halbe Stunde später betraten sie einen großen, düsteren Raum, der mit seinen deckenhohen Bücherregalen voller alter Bände, den schmalen Bogenfenstern und den knarrenden Ledermöbeln wie das

Urbild einer Studierstube längst vergangener Zeit wirkte.

Professor Lecourbé saß hinter seinem ausladenden Schreibtisch auf einem unbequemen, aber altehrwürdigen Stuhl mit hoher Rückenlehne. Lecourbé war klein und weißhaarig, hatte ein Gesicht voller winziger Fältchen und helle Augen, die beim Anblick von Nicoles Mini-Modell bewundernd auffunkelten. Mit einer galanten Verbeugung küsste er seiner Landsmännin die Hand, dann begrüßte er die anderen, nachdem Bill Fleming die Vorstellung übernommen hatte.

Zamorra unterzogen die kleinen, flinken Knopfaugen einer besonders gründlichen Musterung. »Ich freue mich außerordentlich, Sie zu sehen, Professor. Es war schon immer mein Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen. Ihre Abhandlung über den telepathischen Aspekt des Voodoo-Kults gehört zu den fundiertesten Arbeiten über dieses Thema, die ich kenne.«

Zamorra lächelte. »Vielen Dank, Kollege. Es war seinerzeit Ihre Artikelserie über telepathische Verbindungen in der Dämonologie, die mich zu den entsprechenden Forschungen angeregt hat. Außerdem erinnere ich mich noch gut an Ihren Vortrag vor dem letzten parapsychologischen Kongress in New York. Ich konnte leider nicht selbst dabei sein, aber ich habe mir hinterher den Wortlaut besorgt.«

»Kinetische Phänomene«, nickte Lecourbé. »Ich habe inzwischen eine ganze Kette geglückter Experimente auf diesem Gebiet gemacht. Die Bewegung von Materie durch den Geist! Stellen Sie sich die Aspekte vor, die sich für die Zukunft der Menschheit ergeben, falls diese Kräfte systematisiert und unter Kontrolle gebracht werden könnten!« In Lecourbés kleinen, hellen Augen stand das Funkeln des besessenen Forschers. Er wollte weiter sprechen – doch dann unterbrach er sich und lächelte. »Aber Sie sind sicher nicht gekommen, um sich einen wissenschaftlichen Vortrag anzuhören«, meinte er. »Monsieur Fleming sagte mir am Telefon, es gehe um das Auffinden einer bestimmten Legende.«

Zamorra nickte.

»Eine Legende, in der Wölfe eine Rolle spielen«, präzisierte er.

»Leider wissen wir überhaupt nichts Genaues. Weder in puncto Zeit noch in puncto Ort. Was wir suchen, kann sich praktisch in jedem beliebigen Jahrhundert irgendwo in Frankreich abgespielt haben.«

»Dass es in Frankreich war, halten Sie für sicher?«

»Ich vermute es. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Haben Sie irgendeine Idee, Professor?«

Lecourbé wiegte den Kopf mit der weißen Löwenmähne.

Einen Moment lang zögerte er, überlegte angestrengt – dann ließ er mit einer resignierenden Geste die Schultern sinken.

»Tut mir Leid, meine Herren«, meinte er. »Ich kann mich an nichts

dergleichen erinnern. Unter diesen Umständen bleibt mir nur übrig, Ihnen mein Archiv zur Verfügung zu stellen und Ihnen meine Hilfe anzubieten, falls Sie darauf Wert legen…«

***

Pierre Colombe presste den Telefonhörer ans Ohr. Auf seiner breiten Stirn unter dem blonden, von grauen Strähnen durchzogenen Stoppelhaar stand eine steile Falte.

»Verdammt«, knurrte er. »Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst mich hier nicht anrufen!«

»Ich hätte sofort eingehängt, wenn sich jemand anders gemeldet hätte«, erwiderte die helle Mädchenstimme. »Und im Übrigen könntest du endlich mal einsehen, dass ich kein Gegenstand bin, der auf Abruf für dich bereitsteht. Wirst du heute Mittag kommen?«

»Natürlich, mon ange! Das war ja verabredet, aber…«

»Hoffentlich kommt nicht wieder etwas dazwischen. Warten werde ich diesmal bestimmt nicht, darauf kannst du dich verlassen. Bei unserer letzten Verabredung hast du…«

Sie sprach weiter, rasch und verärgert. Pierre Colombe hörte nur mit halbem Ohr zu. Der große, massige Mann saß auf seinem Schreibtisch und rauchte. Sein Blick glitt müßig über die Zeitung, die vor ihm lag; und über die Schlagzeile, in der von Wölfen in den Tuilerien die Rede war – was nach Colombes Meinung nur eine unverschämte Erfindung der Sensationsjäger sein konnte. Erst als er das Geräusch auf der Treppe hörte, hob er den Kopf.

»Wie Sie wünschen, Monsieur«, sagte er laut und deutlich. »Ich denke, in diesem Punkt können wir uns einig werden. Also dann – au revoir!«

Rasch legte er den Hörer auf. Seine Frau kam die Treppe herunter, ausgehfertig im leichten Nerz und mit einer sorgfältig hochgetürmten Frisur, die der erste Windhauch in eine chaotische Löwenmähne verwandeln würde. Antoinette pflegte einen Stil, der in ihrer Jugend modern gewesen war. Sie sah aus wie ein Rubensengel: Blond, rosig und fett. Colombe erinnerte sich mit Wehmut an das niedliche Sexkätzchen, das er einmal geheiratet hatte.

»Du willst ausgehen?«, fragte er, obwohl daran nicht der geringste Zweifel bestand.

»Ich brauche ein paar neue Frühjahrsmodelle, Mon Petit«, flötete Antoinette. Ihr Mann schluckte, wie immer, wenn sie ihn »mein Kleiner« nannte. »Wie man hört, soll der Mini ja wieder in Mode kommen.«

Colombe schluckte zum zweiten Mal.

Die Vorstellung von Antoinette im Mini war selbst seiner Gleichgültigkeit zu viel. »Du wirst zweifellos deinem eigenen Stil treu

bleiben, mein Herz«, formulierte er flüssig.
»Ich denke, das werde ich tatsächlich. Gehst du zum Essen aus, Mon Petit?«
»Ich habe eine geschäftliche Verabredung. Es dürfte bis zum Abend dauern, vielleicht länger. Du kennst diese Typen aus der Provinz. Wenn sie in Paris verhandeln, glauben sie, sich unbedingt die Nacht im Lido um die Ohren schlagen zu müssen.«
Antoinette produzierte das niedlichtörichte Lächeln, mit dem sie zu ihrer Glanzzeit ein paar kleine Erfolge in Werbespots errungen hatte. Müßig griff sie nach der Zeitung und überflog die Schlagzeilen. Sie schauderte leicht.
»Wölfe in den Tuilerien«, sagte sie. »Welch ein Unsinn!«
In diesem Punkt musste ihr Mann ihr ausnahmsweise recht geben.
Er begleitete sie zur Tür. Antoinette rauschte durch den breiten Vorgarten zum Wagen, und Pierre Colombe nutzte die Gelegenheit, um die Post aus dem Briefkasten zu nehmen.
Er ging in sein Arbeitszimmer.
Flüchtig überlegte er, ob er Marielle noch einmal anrufen sollte, ließ es dann jedoch bleiben. Die Kleine war höchst attraktiv und verführerisch, aber sie stellte in letzter Zeit Besitzansprüche, und das behagte Colombe ganz und gar nicht. Mit einem tiefen Atemzug lehnte er sich zurück und begann, die Post durchzusehen.
Zwei Minuten später straffte sich seine Haltung.
Der blaue Umschlag fiel ihm sofort auf, weil er keinen Absender und auch keine Anschrift trug. Der Briefträger konnte ihn demnach nicht gebracht haben. Colombe runzelte die Stirn, riss den Umschlag auf und nahm ein kariertes, offenbar aus einem billigen Schreibheft gerissenes Blatt Papier heraus.
»Pierre Colombe«, stand als Anrede da.
Der Name war in großen, ungelenken Blockbuchstaben geschrieben. Der Rest des Briefes setzte sich aus Wörtern zusammen, die der Absender offenbar aus einer Tageszeitung ausgeschnitten hatte. Colombe überflog den Text, während sein breites Gesicht sich mehr und mehr verfinsterte: PIERRE COLOMBE!
Packen Sie zwanzigtausend neue Francs zusammen und verlassen Sie sofort das Haus. Gehen Sie in das Bistro ›Chez Lulu‹ an der Rue de Sevres. Dort werden Sie weitere Anweisungen bekommen.
Wenn Sie nicht zahlen, werden die Wölfe zu Ihnen kommen. Lesen Sie die Morgenzeitungen, dann wissen Sie, was Ihnen blüht.
Schalten Sie nicht die Polizei ein und beeilen Sie sich!
Der Herr der Wölfe.
Pierre Colombe ließ das Blatt sinken.
Seine buschigen Brauen hatten sich zusammengezogen. Noch einmal las er den Brief, dann holte er sich die Zeitung und machte sich die

Mühe, den Artikel über die Wölfe in den Tuilerien gründlicher zu studieren. Seine Zigarette verqualmte im Ascher, aber er achtete nicht darauf.

»Blödsinn«, sagte er laut.

Die Reporter waren verrückt, und bei den Augenzeugen konnte es sich nur um hysterische alte Tanten handeln. Vermutlich hatten zwei oder drei Schäferhunde einen Mann angefallen – so etwas kam vor. Und die Burschen von der Presse machten daraus jetzt ein Schauermärchen. Typisch! Horror verkaufte sich gut, an den Kinokassen standen die Leute Schlange, um sich alberne Teufelsfilme anzusehen, und die Pariser Wahrsagerinnen hatten Hochkonjunktur.

Antoinette zum Beispiel ging regelmäßig zu der verrückten Madame Mia, um sich ein glückliches Liebesleben bis ins hohe Alter prophezeien zu lassen. Den Leuten schien es Spaß zu machen, wenn man ihnen den klaren Verstand vernebelte. Er, Pierre Colombe, konnte darüber nur lachen, er…

Seine Gedanken schlugen eine andere Richtung ein. Immerhin, sagte er sich, war dieser Brief ein glasklarer Erpressungsversuch. Irgendein Idiot bildete sich ein, bei einem Pierre Colombe absahnen zu können. Zwanzigtausend Francs waren zwar genau genommen nur ein Taschengeld – aber der hünenhafte Millionär ärgerte sich darüber, dass überhaupt jemand so etwas bei ihm wagte.

Vielleicht konnte die Polizei den Schreiber ermitteln.

Es sollte ja heutzutage geradezu fabelhafte Methoden geben, um einem Gauner auf die Schliche zu kommen. Pierre Colombe hatte zwar keine Lust, Zeit und Energie in diesen Fall zu investieren, aber es widerstrebte ihm auch, das obskure Schreiben einfach sang- und klanglos in den Papierkorb zu befördern.

Einen Moment lang zögerte er noch – dann ging er zum Telefon und wählte die Nummer der Sûreté…

***

Professor Zamorra, Nicole Duval und Bill Fleming kamen am nächsten Morgen im Frühstücksraum des Hotels zusammen.

Der gestrige Nachmittag war zwar für alle drei äußerst aufschlussreich und interessant gewesen, Professor Lecourbés Sammlung alter Chroniken enthielt eine Fülle von nahezu unbekanntem Material, aber auf das, was sie eigentlich suchten, waren sie nicht gestoßen.

Heute wollten sie weitermachen. Bis sie alles gesichtet hatten, konnten noch Tage vergehen, doch sie wussten, dass das im Moment ihre einzige Chance war.

Bill Fleming rührte in seiner Kaffeetasse. »Diese alten Chroniken machen mich nervös«, sagte er. Und auf Nicoles fragenden Blick:

»Alle drei, vier Seiten stößt man auf irgendeine Einzelheit, die einen dazu verlockt, weiter nachzuforschen und sich näher mit dem Thema zu befassen. Lecourbés Privatsammlung ist eine Fundgrube. Und ich bin dazu verurteilt, nach einer Geschichte über Wölfe zu suchen, von der ich nicht einmal genau weiß, ob sie existiert.«

Zamorra lachte leise. »Professor Lecourbé ist äußerst entgegenkommend. Vielleicht gibt er dir die Gelegenheit zu gründlicheren Studien, wenn wir das Rätsel mit den Wölfen gelöst haben…«

»Meine einzige Hoffnung. Ich glaube…«

Er unterbrach sich, da im gleichen Moment der Kellner an den Tisch trat. Der Mann in der weißen Jacke beugte sich zu dem Professor herab und erklärte in dezentem Flüsterton, dass er am Telefon verlangt werde. Zamorra bedankte sich, entschuldigte sich für einen Moment und stand auf.

Kommissar Didier war am anderen Ende der Leitung.

In kurzen Worten informierte er seinen Gesprächspartner darüber, dass ein gewisser Pierre Colombe einen Drohbrief erhalten habe, in dem der Absender unter dem Namen ›Herr der Wölfe‹ zwanzigtausend Francs fordere. Didier fragte, ob Zamorra mitkommen wolle, um sich die Sache anzusehen, und versprach, einen Dienstwagen mit seinem Assistenten zu schicken, nachdem der Professor zugesagt hatte.

Nicole hob überrascht den Kopf, als Zamorra die Information weitergab.

Eine winzige V-förmige Falte stand auf ihrer hübschen Stirn. »Ein Erpresserbrief? Das passt einfach nicht ins Bild.«

»Möglicherweise doch.« Zamorra nippte nachdenklich an den Resten des bitteren schwarzen Zichorienkaffees. »Es kann sich um einen Verbrecher handeln, der es einfach für eine gute Idee hält, die in der Bevölkerung herrschende Furcht auszunutzen. Oder aber…«

Er verstummte. Für einen Moment versank er in tiefes Nachdenken. Bill Fleming wartete.

»Du glaubst, dass die Bestien dem Willen eines Menschen gehorchen?«, fragte er. »Dass es tatsächlich so etwas wie einen ›Herrn der Wölfe‹ gibt, der über die Tiere gebietet?«

»Ich glaube gar nichts. Noch nicht! Aber ich sehe auch nicht ein, warum die letzte Version weniger wahrscheinlich sein sollte als die erste. Wir brauchen Informationen, Bill! Wir müssen einfach wissen, was hinter dem Auftauchen dieser Wölfe steckt.«

»Informationen«, wiederholte Bill seufzend. »Das heißt, dass wir einen weiteren Pariser Frühlingstag in verstaubten alten Büchern wühlen müssen. Werden Sie das überstehen, Nicole?«

Zamorras Sekretärin schüttelte die blonde Lockenmähne zurecht.

Ihr schmales, hübsches Gesicht war ungewöhnlich ernst.

»Ja«, sagte sie. »Weil es nötig ist! Ich möchte so etwas wie den Vorfall in den Tuilerien nach Möglichkeit nicht noch einmal mit ansehen müssen.«

Die anderen stimmten zu.

Sie frühstückten zu Ende – aber Zamorra achtete nicht mehr darauf, was er aß. Er war zu gespannt auf den Fortgang der Ereignisse – und er spürte tief in sich die leise, nagende Unruhe, die ihn immer überkam, wenn sich irgendwo dunkle Ereignisse zusammenbrauten.

Nicole und Bill fuhren mit einem Taxi in Richtung Sorbonne. Zamorra wartete draußen vor dem Hotel, um noch ein wenig frische Luft zu schnappen, aber es dauerte nicht mehr lange.

Serge Didiers Assistent entpuppte sich als cleverer junger Mann mit dunklem Haar und hellwachen Augen hinter einer eckigen Hornbrille. Sein Name war Joe Gall, wobei Zamorra in dem Joe eine Abkürzung von José vermutete, und er schien sich vergeblich darüber den Kopf zu zerbrechen, was sein Chef von diesem merkwürdigen amerikanischen Wissenschaftler mit einem Loire-Schloss als Wohnsitz und einem Lehrstuhl an der Columbia-Universität wollen konnte.

Zamorra beantwortete die unausgesprochene Frage nicht, da das nicht seine Sache war. Joe Gall chauffierte schweigend, warf seinem Fahrgast nur ab und zu einen misstrauischen Blick zu. Das Ziel war eine der alten, teuren Wohnstraßen am rechten Ufer, und der junge Beamte stoppte vor der stuckverzierten Fassade eines zweistöckigen Hauses, das nur ein schmiedeeiserner Zaun und ein breiter Vorgarten von der Straße trennte.

Das Gebäude war in seiner ursprünglichen Gestalt belassen worden, aber innen offenbar mit allem Komfort ausgestattet. Serge Didier wartete in der komfortablen Wohnhalle. Er drückte Zamorra die Hand, dann wandte er sich dem hünenhaften Mann zu, mit dem er gesprochen hatte.

»Darf ich bekannt machen? Professor Zamorra, ein weltweit anerkannter Experte auf dem Gebiet der Parapsychologie, Pierre Colombe…«

»Stahlbau«, vollendete der Hüne lakonisch. Sein Haar war kurz geschnitten, blond, bereits leicht angegraut, und er reichte Zamorra eine kräftige Pranke. »Sie müssen mir verzeihen, Professor, dass ich die ganze so genannte Parapsychologie für einen Humbug halte. Vielleicht liegt das an meinem Beruf. Ein Stahlträger ist ein Stahlträger – der wird vielleicht mal krumm gebogen, aber bestimmt nicht durch übernatürliche Kräfte.«

»Es soll schon vorgekommen sein«, sagte der Professor lächelnd.

»Allerdings ist es zugegebenermaßen ein recht unheimlicher Gedanke.«

»Ein total verrückter Gedanke!«, knurrte Pierre Colombe. »Tut mir

Leid, wenn es unhöflich klingt, aber das ist nun einmal meine Meinung. Seien Sie mir nicht böse…«

»Warum sollte ich? Ich hoffe sogar in Ihrem eigenen Interesse, dass die Ereignisse Sie nicht zwingen, Ihre Meinung zu ändern, Monsieur. Sie haben einen Erpresserbrief bekommen?«

Colombes Kinn schob sich vor. Er fragte nicht, was Zamorras Anwesenheit überhaupt zu bedeuten habe.

Didiers Erklärung, dass es sich um einen Experten handle, hatte ihm genügt. Mit einer Geste seines schweren Schädels wies er auf den Schreibtisch, auf dem ein einfaches kariertes Papierblatt lag.

»Da ist der Wisch«, knurrte er. »Aus Zeitungsausschnitten zusammengestückelt! Wie in einem schlechten Film!«

Zamorra vermied es, das Blatt zu berühren, um keine Spuren zu zerstören. Er beugte sich vor, entzifferte den Text – und sein psychologisch geschulter Verstand versuchte sofort, Rückschlüsse auf den Urheber zu ziehen.

Ein schlichter, etwas ungelenker Satzbau – das mochte möglicherweise auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass die einzelnen Wörter aus Zeitungen herausgeschnitten worden waren.

Der Schreiber wusste, was er wollte, so viel stand fest. Seine Anweisungen waren klar und eindeutig. Ein paar Ausrutscher in der Wortwahl verrieten, dass sich der Absender des Briefes normalerweise drastischer auszudrücken pflegte, in der Unterschrift brach Geltungssucht durch. Als sich Zamorra wieder aufrichtete, sah er bereits ein recht plastisches und – was er nicht wissen konnte – wirklichkeitsnahes Bild des Briefschreibers vor Augen.

»Ein Gangster«, sagte er leise. »Ich möchte schwören, dass dieser Brief von einem professionellen Gangster geschrieben wurde.«

»Und woraus schließen Sie das? Ist es eine Art Ahnung?«

Kommissar Didier hatte die Frage gestellt. Zamorra lächelte leicht.

»Nein, Commissaire. Aber manchmal kann man nicht nur von der Handschrift, sondern auch von Stil und Wortwahl her auf die Psyche eines Menschen schließen. Ich würde auf einen Gangster der Mittelklasse tippen – nicht wirklich groß, aber doch groß genug, um einen Coup clever zu planen und hart durchzuziehen.«

Didiers Augen waren schmal. Er wiegte den Kopf.

»Schön«, sagte er schließlich. »Also jemand, der lediglich die allgemeine Angst ausnutzen will, um seine eigene Suppe zu kochen, oder?«

Zamorra antwortete nicht sofort.

Didier hatte Recht – die Vermutung lag nahe, dass dies ein ganz gewöhnliches Gangsterstück war, das mit dem Wolfsüberfall in den Tuilerien und dem Blutbad in der Villa Brasseur nur in sofern zusammenhing, als der Urheber sich von den Ereignissen hatte

inspirieren lassen. Ein gewöhnlicher Pariser Ganove im Bund mit den Mächten der Hölle – das war ein zu abenteuerlicher Gedanke. Zamorra hätte ihn sofort von sich gewiesen, hätte dem Kommissar zugestimmt – aber da war trotz allem etwas, das ihn störte.

Er konnte es nicht erklären.

Es war keine Ahnung – es war weniger und gleichzeitig mehr als das. Zamorra spürte die drohende Gefahr so deutlich, wie er in einem dunklen Raum die Anwesenheit eines Menschen dicht neben sich gespürt hätte. Sein Blick glitt zu Colombe hinüber – Der hünenhafte Industrielle stand breitbeinig da, mit vorgeschobener Kinnlade, ein Urbild der Unerschütterlichkeit. Und dennoch schien ihn eine seltsame Atmosphäre zu umgeben, ein unsichtbarer Vorhang, der ihn von seiner Umwelt trennte, ohne dass er es merkte – der Hauch des nahenden Todes. Zamorra presste die Lippen zusammen. Dieses Gespür für verborgenes Unheil war der oft am schwersten zu ertragende Teil seiner besonderen Begabung. Mit einem tiefen Atemzug nahm er sich zusammen und wandte sich dem Hünen zu.

»Was haben Sie jetzt vor, Monsieur?«, wollte er wissen.

Pierre Colombe zuckte die Achseln. »Gar nichts. Das ist doch alles ein schlechter Witz! Oder glauben Sie vielleicht im Ernst, ich würde mich mit zwanzigtausend Francs auf den Weg machen?«

»Erpressung ist immerhin ein Verbrechen«, schaltete sich Didier ein. »Wir müssen den Absender dieses Briefes ausfindig machen.«

»Dann schicken Sie doch einen Ihrer Leute in meiner Rolle in das Bistro und lassen ihn auf die versprochenen Anweisungen warten, Commissaire. Ich jedenfalls habe nicht die geringste Lust, mich irgendwie zu engagieren. Inzwischen bin ich soweit zu dem Ergebnis gekommen, dass es überflüssig war, wegen dieses lächerlichen Wisches die Pferde scheu zu machen.«

Zamorra versuchte, den Blick des Hünen festzuhalten. »Sie sollten es nicht allzu leicht nehmen, Monsieur«, sagte er. »Immerhin hat es in diesem Fall schon einige Tote gegeben.«

»Tote? Quatsch! Mir kann man doch keine Schauermärchen verkaufen, nur weil innerhalb relativ kurzer Zeit ein paar Hunde über ein paar Leute hergefallen sind.«

»Monsieur Colombe, es waren keine Hunde, sondern…«

»Wölfe? Haha! Tut mir Leid, wenn ich da nur lachen kann. In Paris gibt es keine Wölfe, es sei denn im Zoo. Ich weiß es, Sie wissen es, alle Welt weiß es – aber die verdammten Reporter pflegen ja auch alle Jahre wieder das Ungeheuer von Loch Ness aus der Versenkung zu holen, wenn ihnen nichts besseres mehr einfällt.«

Didier warf Zamorra einen Blick zu. Offenbar las er sehr deutlich in den Zügen des Professors, denn er wandte sich noch einmal an den störrischen Hünen.

»Monsieur Colombe! Es ist Tatsache, dass Sie erpresst werden. Es ist durchaus möglich, dass der Erpresser Ihre Weigerung, zu zahlen, mit Repressalien irgendwelcher Art beantwortet. Unter diesen Umständen möchte ich vorschlagen, Sie unter Polizeischutz zu stellen und…«

»Polizeischutz? Ich? Das ist ein Witz, meine Herren.«

»Aber…«

»Nein!«, grollte Colombe, jetzt ernsthaft wütend. »Nein und nochmals nein! Ich bin ein Geschäftsmann. Ich habe drei bis viermal am Tag äußerst delikate Entscheidungen zu treffen. Meine Geschäftspartner würden sich schön bedanken, wenn ich mit einem Schatten auftauchte – und wenn es zehnmal ein Polizeischatten wäre.« Er stemmte die Hände in die Hüften und starrte Didier in die Augen.

»Ich verweigere hiermit offiziell jeglichen Polizeischutz, Commissaire. Und ich werde Ihnen sehr erhebliche Schwierigkeiten machen, falls Sie sich nicht daran halten sollten.«

Didier erwiderte den Blick.

»Wie Sie meinen, Monsieur«, sagte er gelassen.

»Haben Sie sonst noch irgendwelche Fragen?«

»Im Augenblick nicht. Wir werden uns melden, falls es noch strittige Punkte gibt. Den Brief müssen Sie mir allerdings überlassen, Monsieur.« Er lächelte fein. »Ich wäre sonst gezwungen, ihn zu beschlagnahmen.«

»Aber bitte! Bei mir wäre der Wisch ohnehin nur in den Papierkorb geflogen.«

Didier nahm das Blatt Papier mit einer Pinzette auf und schob es in eine Cellophan-Hülle. Das Ganze verstaute er in der Innentasche seines Jacketts. Sie verabschiedeten sich von Pierre Colombe, und wenig später saßen Zamorra und Didier wieder im Wagen.

»Was halten Sie davon?«, fragte der Kommissar nachdenklich.

Zamorra hob die Schultern und ließ sie wieder sinken. »Ich habe ein schlechtes Gefühl. Ein sehr schlechtes sogar! Das ist keine Redensart, Commissaire. Irgendetwas wird geschehen, das weiß ich.«

Didier warf ihm einen Blick zu – einen fast scheuen Blick.

»Wir können nichts tun«, sagte er. »Colombe hat sich Polizeischutz verbeten und wir müssen uns daran halten.«

Der Professor zögerte einen Moment. Seine grauen Augen hatten sich verengt, hingen an der Stuckfassade des Hauses – und wieder spürte er jene seltsame Ausstrahlung von Tod und Verderben.

»Sie müssen sich daran halten, Commissaire«, sagte er gedehnt.

»Ich nicht! Ich bin ein ganz gewöhnlicher Zivilist, den keine Dienstvorschriften daran hindern, sich da aufzuhalten, wo er es gerade für nötig befindet.«

***

Jean Calmat saß in seinem alten blauen Fiat und studierte scheinbar vollkommen vertieft den Figaro.

Calmat parkte vor einer kleinen, exklusiven Boutique. Jeder, der ihn sah, musste ihn für einen Mann halten, der darauf wartete, dass seine Frau oder seine Freundin das Geschäft wieder verlassen würde. Ab und zu hob er den Kopf, sah zur Uhr, als werde ihm das Warten zu lang – doch in Wahrheit nutzte er jedes Mal die Gelegenheit, um zum Eingang von Pierre Colombes Haus hinüberzuspähen, das er in einiger Entfernung sehen konnte.

Calmat beobachtete die Ankunft von Kommissar Didier.

Der Gangster erkannte den Dienstwagen der Kriminalpolizei an der Funkantenne und schürzte verächtlich die Lippen. Er hatte Colombe richtig eingeschätzt, und er nahm an, dass auch der weitere Verlauf der Ereignisse seinen Berechnungen entsprechen würde. Die Ankunft des ihm unbekannten Zamorra irritierte ihn zwar – aber als Didier und der Professor nach einer Weile wieder abfuhren, war der Gangster zufrieden.

Das änderte sich, als eine halbe Stunde später der helle Citroën über die Straße rollte.

Calmat kannte den Wagen nicht. Er konnte ihn nicht kennen, da ihn Zamorra erst gerade gemietet hatte, doch der Gangster sah das harte, markante Gesicht des Mannes am Steuer. Kommissar Didiers unbekannter Begleiter! Calmat zog die Unterlippe zwischen die Zähne, beobachtete, wie der Wagen rückwärts in eine Einfahrt rollte und fragte sich, was das zu bedeuten hatte.

War Pierre Colombes Reaktion doch anders ausgefallen, als er glaubte?

Hatte sich der hünenhafte Industrielle unter Polizeischutz gestellt?

Calmat, der sein Opfer zumindest flüchtig kannte, glaubte nicht daran. Was sich da vor seinen Augen abspielte, sah auch nicht wie eine offizielle Aktion aus – eher wie ein Trick der Polizei. Colombe konnte über die Vorstellung, dass ihn Wölfe heimsuchen würden, nur gelacht haben – er war der Typ, der an so etwas auch dann nicht glaubte, wenn man ihm unwiderlegbare Beweise lieferte. Aber die Polizei musste die Drohung ernst nehmen. Vermutlich hatten die Beamten sich zurückgezogen, weil es der Industrielle ablehnte, sich beschützen zu lassen, und jetzt versuchte ein einzelner Mann, Colombe etwas außerhalb der Legalität im Auge zu behalten.

Jean Calmat atmete tief durch.

Er war mit der Erklärung zufrieden, die er sich zurechtgebastelt hatte. Und er wusste schon, was er tun konnte. Er selbst brauchte Colombe nicht zu verfolgen. Die Wölfe würden ihr Opfer finden, selbst wenn es meilenweit floh. Und sie würden töten. Sie mussten es tun, da sie ihm, Calmat, zu Gehorsam verpflichtet waren, da er sie aus ihrem

Gefängnis befreit und sie sich dadurch untertan gemacht hatte. Er lächelte. Colombe war im Grunde bereits tot, er wusste es nur noch nicht. Der Gangster hatte Zeit, sich um den Mann aus dem Citroën zu kümmern und ihn auszuschalten. Er war überzeugt, dass ihm das keine Schwierigkeiten machen würde – und dann brauchte er nur noch dafür zu sorgen, dass die Presse von dem Drohbrief und von Pierre Colombes Reaktion erfuhr.

Calmats Augen funkelten, als er an die Zukunft dachte.

Nach Colombes Tod würde niemand mehr wagen, sich dem ›Herrn der Wölfe‹ zu widersetzen. Paris würde vor ihm zittern. Vor ihm, Jean Calmat! Er würde Millionen verdienen. Die Reichen würden froh sein, ihn mit Gold überschütten zu dürfen, wenn sie nur sicher vor den Wölfen waren. Und dann…

An dieser Stelle stockten Calmats Überlegungen.

Weiter dachte er nicht. Er wusste, dass er nicht ewig so weitermachen konnte, dass er irgendwann einen Weg finden musste, sich von seinen unheimlichen Verbündeten zu trennen – aber darüber konnte er sich immer noch den Kopf zerbrechen, wenn es so weit war.

Aus schmalen Augen beobachtete er, wie der Fahrer des Citroën ausstieg, die Einfahrt verließ und sich einen geschützten Beobachtungsposten zwischen ein paar Büschen suchte. Einen Platz, von dem aus er Colombes Haus im Auge behalten konnte, aber nicht seinen eigenen Wagen.

Mit einer trägen, zufriedenen Bewegung nahm Jean Calmat die Zeitung wieder vor sein Gesicht, und um seine schmalen Lippen spielte ein satanisches Lächeln.

***

Zamorra ahnte nicht, dass er beobachtet wurde.

Er wartete etwa eine Stunde. Das silberne Amulett lag um seinen Hals – denn er war darauf gefasst, dass die Wölfe in der Nähe von Pierre Colombes Haus auftauchen würden, und er hoffte, sie diesmal vertreiben zu können, bevor sie über ihr Opfer herfielen.

Kurz nach elf Uhr öffnete sich Colombes Haustür.

Der blonde Hüne erschien im Rahmen, blinzelte in die Sonne und atmete tief die klare, weiche Frühlingsluft ein. Er ließ seinen Wagenschlüssel um den kleinen Finger kreiseln und Zamorra begriff, dass ihm eine Beschattungsaktion per Auto bevorstand.

Er wartete gar nicht erst, bis Colombe den schweren amerikanischen Impala erreichte.

Rasch verließ er seinen Beobachtungsposten und tauchte in den Schatten der Ziersträucher, die an dieser Straßenseite die Vorgärten begrenzten. Im Schutz der Buschkette erreichte er die Einfahrt, in der sein Leihwagen parkte. Hecken umschlossen den schmalen Weg.

Irgendwann hatte er als Zufahrt zu Villen gedient, die jetzt abgerissen waren und auf deren Grundstücken ungestört Unkraut wucherte. Zamorra tastete nach dem Wagenschlüssel, erreichte den Citroën – und blieb stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Mauer gerannt.

Der Wagen stand auf den Felgen.

Alle vier Reifen waren zerstochen.

Irgendjemand wollte offenbar verhindern, dass er Pierre Colombe folgte – und unter den gegebenen Umständen gab es kaum einen Zweifel daran, wer das war.

Der Herr der Wölfe!

Jener unheimliche Unbekannte, der einen Bund mit den Mächten der Finsternis geschlossen hatte, der Paris in Angst und Schrecken versetzte und…

Zamorras Gedanken stockten.

Jetzt war keine Zeit zum Grübeln – er musste verhindern, dass Pierre Colombe wegfuhr und sich seiner Kontrolle entzog. Ob der Industrielle erbaut über die Beschattung entgegen seinem ausdrücklichen Wunsch war, spielte im Moment nur eine Nebenrolle. Zamorra wandte sich um, wollte zurück zur Straße laufen, doch er kam nicht dazu.

Etwas knallte.

Eine unsichtbare Hand schien an seinem Ärmel zu zupfen, ein paar Yards vor ihm fetzte die Kugel durch das dichte Laub der Hecke. Zamorra reagierte instinktiv und tauchte mit einem langen Sprung zur Seite in die Deckung des Wagens.

Erneut wurde geschossen.

Irgendwo zwischen Unkraut und wucherndem Gestrüpp auf dem unbebauten Grundstück blitzte es auf, die Kugel schrammte mit einem misstönenden Kreischen über das Wagendach. Zamorra presste die Lippen zusammen und griff nach dem 38er, der wieder in dem Schulterholster steckte, da er ja inzwischen wusste, dass er mit silbernen Kugeln ohnehin nichts ausrichten konnte.

Er suchte ein Ziel, doch sein Gegner zeigte sich nicht.

Zamorras Kiefermuskeln spielten. Er wusste, dass er keine Sekunde verlieren durfte. Er duckte sich noch tiefer hinter den Wagen, wandte sich um und huschte, immer im Schutz des Citroën, durch die Einfahrt.

Der Motor des Impala heulte auf, noch ehe er den Gehsteig erreichte.

Erneut fielen Schüsse, doch Zamorra kümmerte sich nicht darum.

Er rannte auf den Gehsteig. In der gleichen Sekunde startete Pierre Colombes schwerer Wagen. Die Hinterräder drehten durch, Staub wirbelte – und der Professor konnte die kantigen Schultern und den angegrauten Stoppelkopf des Industriellen durch die Rückscheibe sehen.

Zamorra griff zum letzten Mittel, um den Wagen vielleicht doch noch

zu stoppen.

Mit drei Schritten stand er mitten auf der Straße und zielte mit ausgestrecktem Arm. Er wollte den Reifen des Impala zerschießen, er wusste verzweifelt genau, dass Pierre Colombe in den Tod fuhr – doch noch ehe er abdrücken konnte, war der Wagen schon um die nächste Ecke verschwunden.

Gleichzeitig peitschte in der Einfahrt ein Schuss auf.

Zamorra ließ sich fallen.

Die Kugel sauste knapp an seiner Schläfe vorbei – glutheiß wie den Atem des Satans spürte er den Luftzug. Er rollte über den Boden, überschlug sich, kam im Schutz der Hausecke wieder auf die Beine und richtete sich auf, während er hinter sich die erschrockenen Schreie von zufälligen Augenzeugen hörte.

Er kümmerte sich nicht darum.

Pierre Colombe hatte er nicht mehr stoppen können – jetzt kam alles darauf an, den Verbrecher zu erwischen, der ihm eine Falle gestellt hatte. Vorsichtig spähte Zamorra um die Ecke. Erkennen konnte er nichts – lediglich Unkraut und Gestrüpp, vor dessen Hintergrund sich der helle Citroën abhob. Erneut glitt Zamorra geduckt in die Einfahrt hinein. Der Wagen deckte ihn. Mit ein paar Schritten erreichte er das Fahrzeug, packte den Revolver fester und machte probeweise einen Schritt zur Seite.

Nichts geschah.

Im Gebüsch auf dem unbebauten Grundstück glaubte Zamorra, ein Rascheln zu hören – aber er war seiner Sache nicht sicher. Entschlossen ging er weiter, umrundete den Citroën und schlich über den schmalen Weg zwischen den Hecken.

Schon nach wenigen Yards wurden die Hecken von dichtem Gestrüpp abgelöst, die von beiden Seiten die Piste überwucherten und zu einem für Autos unpassierbaren Pfad machte. Hier mussten früher Villen gestanden haben, die jetzt der Sanierung zum Opfer gefallen waren. Einer Sanierung allerdings, die in den Ansätzen stecken geblieben war, die der Verwilderung Raum bot. Die Struktur der ehemaligen Parks war noch zu erkennen – es gab Beerensträucher und wild wuchernde Rasenflächen, auf früheren Blumenrabatten leuchteten noch Blüten zwischen dem Unkraut, es gab sogar verfallene Gartenhäuser, steinerne Pavillons und Marmorputten auf ihren Sockeln. Insekten summten, eine Reihe düsterer, hoher Tannen schloss das Gelände zur Parallelstraße hin ab. Die ganze Szenerie machte einen versonnenen, traumverlorenen, eigentümlich verzauberten Eindruck – aber Zamorra wusste nur zu gut, dass es ein Zauber war, der eine tödliche Gefahr barg.

Er blieb stehen, lauschte.

Nichts rührte sich…

Entweder der Schütze war entkommen – oder aber er wartete irgendwo, gab keinen Laut von sich und lauerte auf seine Chance.

Vermutlich kannte er sich hier aus – auf jeden Fall besser als Zamorra, für den das Gebiet eine Art Labyrinth darstellte. Er kniff die Augen zusammen, sah sich um. Wo konnte der Kerl stecken? In einem der Pavillons? Vielleicht hinter dem Sockel einer Marmorputte, zwischen schützenden Sträuchern oder…

Er fuhr zusammen.

Ganz kurz nur sah er den Revolver, sah das Aufblinken von brüniertem Metall in der dunklen Fensterhöhle einer Gartenlaube, und mit dem nächsten Atemzug peitschte bereits der Schuss.

Zamorra wollte sich fallen lassen – zu spät!

Ein Schlag traf seine Schläfe. Tief in seinem Schädel schien es eine grelle Explosion zu geben, die Beine knickten unter ihm weg.

Schwer fiel er vornüber, versuchte noch einmal, auf die Beine zu kommen, kippte zur Seite und verlor endgültig das Bewusstsein.

Das Letzte, was er hörte, war das entfernte Heulen von Sirenen, das sich rasch näherte…

Als er wieder zu sich kam, lag er auf einer Trage im Ambulanzwagen der Polizei.

Serge Didier beugte sich über ihn. Das Gesicht des Kommissars wirkte blass und besorgt. Zamorra wollte sich aufrichten und ließ sich mit einem unterdrückten Ächzen wieder zurücksinken, weil der bohrende Kopfschmerz ihm förmlich den Schädel zu sprengen schien.

Die Erinnerung kehrte zurück.

Pierre Colombe!

Der Wagen mit den durchstochenen Reifen.

Die Schüsse, der plötzliche Schlag…

Mühsam hob der Professor die Hand und tastete nach seiner Schläfe. Er fühlte ein großes Heftpflaster. Didier lächelte beruhigend.

»Streifschuss«, sagte er. »Sie haben Glück gehabt, Professor, unverschämtes Glück. Ein paar Zentimeter weiter nach links, und es wäre aus mit Ihnen gewesen. Wer war das?«

»Ich weiß es nicht.« Erneut versuchte Zamorra sich aufzurichten, und diesmal gelang es ihm. Schleier tanzten vor seinen Augen. Undeutlich sah er die Gestalt des Kommissars und den Arzt in dem weißen Kittel, der aus dem Hintergrund des Ambulanzwagens kam und ein Glas Wasser und vier rosafarbene Pillen in den Händen hielt.

»Nehmen Sie das, Professor«, sagte er. »Danach wird es Ihnen schnell besser gehen. Allerdings würde ich Ihnen dringend ein paar Tage Ruhe empfehlen.«

Zamorra schluckte die Pillen und spülte mit Wasser nach. Dass es mit der Ruhe nichts werden würde, stand für ihn ohnehin fest. Er atmete ein paar Mal tief durch, um mit den Kopfschmerzen fertig zu werden

und dann begann er, in knappen Worten zu berichten.
»Wir haben einen Fehler gemacht«, schloss er. »Wir hätten damit rechnen müssen, dass der ›Herr der Wölfe‹ das Haus ebenfalls beobachtet. Jetzt hat der Verbrecher einen unschätzbaren Vorteil.«
Didier wandte den Kopf. »Sie glauben tatsächlich, dass Colombe in Gefahr ist?«
»Glauben Sie etwas anderes?«
Die Frage klang knapp, hart und zwingend. Serge Didier atmete tief durch, und seine Schultern spannten sich.
»Sie haben Recht«, sagte er leise. »Es gibt keine andere Schlussfolgerung als die, dass sich Pierre Colombe in tödlicher Gefahr befindet. Und da wir den Herrn der Wölfe nicht kennen, werden wir zunächst einmal ganz offiziell nach Colombe fahnden müssen…«

***

»Hast du eine Zigarette für mich?«
»Da liegen welche.« Pierre Colombe wies auf das Ablagefach des Wagens, wo er Zigaretten und Feuerzeug deponiert hatte. »Zündest du mir auch eine an, Chérie?«
Marielle Aubry griff nach der Packung. Sie zündete zwei Zigaretten an, schob eine davon ihrem Begleiter zwischen die Lippen und inhalierte tief. Ihre grünlich schillernden Augen beobachteten die Straße, die wie ein hellgraues Band in der Sonne lag und sich zwischen idyllischen Alleebäumen über den Hang wand. Tizianrotes Haar fiel dem Mädchen über die Schultern, reichte bis tief in den Rücken und umrahmte ein schmales, katzenhaftes Gesicht mit spitzem Kinn, schrägen Augen und kindlichem Schmollmund. Marielle trug ihren Minirock völlig ungeachtet der Frage, ob er nun gerade modern war oder nicht. Die giftgrüne Bluse spannte über den herausfordernd straffen Brüsten, das Nichts von Rock präsentierte die sehenswerten Beine des Mädchens in voller Länge, und Colombe wusste jetzt schon, dass er eine Menge Rasierwasser würde versprühen müssen, um den blumigen, exotischen Duft ihres Parfüms aus dem Wagen zu vertreiben.
Marielle rauchte. Sie betrachtete die Landschaft, aber Colombe kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie gar nicht wirklich hinsah.
»Hast du mit deiner Frau gesprochen?«, fragte sie aus ihren Gedanken heraus.
Pierre Colombe unterdrückte einen Seufzer.
Da war es wieder, dieses leidige Thema! Verdammt, dass man ein attraktives Mädchen nie herumkriegte, ohne ihr die Ehe zu versprechen! Selbst diese emanzipierten Typen, die wegen der großen Freiheit aus der Provinz nach Paris kamen, waren letzten Endes doch nur wild darauf, geheiratet zu werden. Colombe begriff das nicht.

Und es hätte ihn sehr in seiner Eitelkeit verletzt, wenn er gewusst hätte, dass der Wunsch nach Heirat bei seinen verschiedenen Partnerinnen meist aus dem Wunsch geboren wurde, sich ins gemachte Nest und in den Besitz der Colombe-Millionen zu setzen.

Pierre Colombe jedenfalls dachte nicht daran, sich von seiner Frau zu trennen. Antoinette besaß einfach zu viele Aktien – kein Geschäftsmann konnte sich in seiner Firma eine Sperr-Minorität in Händen eines Feindes leisten. Und dass Antoinette im Falle einer Scheidung zu einer ganz erbitterten Feindin werden würde, stand fest.

»Du stellst dir das alles zu einfach vor, Marielle«, sagte der Industrielle geduldig. »Schön, ich möchte mich scheiden lassen, und wir beide wollen heiraten. Aber wir wollen doch auch ein angenehmes Lehen führen, nicht wahr? Oder legst du Wert darauf, dass ich aus Unvorsichtigkeit mein Vermögen riskiere?«

Marielle schoss ihm einen schrägen Blick zu.

»Ich komme allmählich zu der Überzeugung, dass du überhaupt nichts riskieren willst«, sagte sie hellsichtig. »Weder deine Ehe, noch einen einzigen lausigen Franc noch deine verdammte Bequemlichkeit. Liebst du deine Frau eigentlich noch?«

»Quatsch«, sagte Colombe.

Ausnahmsweise klang es ehrlich, aber Marielle Aubry verzog nur die Lippen.

»Und mich liebst du natürlich auch nicht«, stellte sie fest. »Ich bin für dich nichts weiter als ein schönes Spielzeug.«

Damit hatte sie den Nagel auf den Kopf getroffen, aber das durfte Colombe natürlich nicht zugeben. Ein bisschen Gefühlsblabla gehörte dazu, das wusste er aus Erfahrung. Er trat auf die Bremse, weil sie den grasbewachsenen Platz vor seinem Jagdhaus erreicht hatten, half Marielle beim Aussteigen und zog sie in seine Arme.

»Natürlich liebe ich dich«, log er. »Das weißt du doch! Du bist alles für mich, du…«

Sie versuchte sich loszumachen. Aber jetzt war Pierre Colombe angeheizt. Er zog sie dichter an sich, presste keuchend die Lippen auf ihren Mund und versuchte mit ungeschickten Fingern, die Knöpfe ihrer Bluse zu öffnen.

»Nicht hier!«, wehrte sich das Mädchen. »Lass uns hineingehen und wenigstens vorher einen Whisky trinken.«

»Ich brauche keinen Whisky, um verrückt nach dir zu sein. Du bist großartig, Baby, du…«

»Aber hier draußen ist es zu kalt. Schließlich haben wir Frühling, nicht Hochsommer. Nun komm schon!«

Er keuchte, als er von ihr abließ. Schweiß stand auf seiner Stirn. Eilig schob er den Schlüssel ins Schloss, öffnete die Tür, und Marielle trat über die Schwelle.

Sie kannte ihren Begleiter.
Wenn er diesen Blick hatte, war er nicht mehr zu bremsen. Also vergaß sie den Whisky, den sie eigentlich hatte trinken wollen, warf ihre Handtasche in einen der behaglichen, rustikalen Ohrensessel und begann, sich auszuziehen.
Sie blickte dabei aus dem Fenster.
Hinter dem Haus fiel das Gelände flach ab. Zwischen Büschen und Bäumen schimmerte die Oberfläche eines kleinen Sees. Im Sommer konnte man dort herrlich baden, aber jetzt war das Wasser natürlich noch zu kalt. Marielle ließ ihre Bluse von den Schultern gleiten, unter der sie keinerlei weitere Wäschestücke trug, rollte den Slip nach unten – und dabei nahmen ihre Augen flüchtig die Bewegung im Buschwerk wahr.
Sie sah den zottigen grauen Schatten, sie sah auch die gelben Raubtierlichter, aber sie dachte sich nichts dabei.
»Ist das dein Hund, Pierre?«, fragte sie lediglich ohne besonderes Interesse.
Colombe hatte sich ebenfalls seiner Kleider entledigt. Sein Blick klebte an dem schlanken, nackten Körper des Mädchens. Sein Mund war trocken, und er hatte nur mit halbem Ohr zugehört. »Was für ein Hund?«, fragte er, ohne Marielle aus den Augen zu lassen.
»Na, der Hund da draußen! Wenn er nicht dir gehört, wird er wohl herumstreunen und wildern.« Sie kniff die Augen zusammen und blickte zum See hinunter. »He, das sind ja sogar zwei«, stellte sie fest.
Colombe trat hinter sie. Er schlang die Arme um ihren nackten Körper, aber gleichzeitig sah er zum Fenster hinaus. Denn wildernde Hunde in seinem Jagdrevier waren etwas, das ihn auch unter den augenblicklichen Umständen interessierte.
Die beiden Tiere standen auf dem schmalen Weg, der zum See führte. Ihre Nüstern bewegten sich unruhig, die gelblichen Lichter spähten zum Haus herüber. Neben ihnen bewegte sich das Buschwerk. Ein drittes Tier tauchte auf, dann ein viertes – und Pierre Colombe spürte, wie sich das eiskalte Entsetzen gleich einem schweren Klumpen in seinem Magen zusammenballte.
Er wusste, dass das keine Hunde waren.
Es waren Wölfe! Riesige graue Wölfe!
Und das hieß…
Colombes Körper verkrampfte sich. Marielle spürte, wie sich seine Fingernägel in ihre Schultern gruben, schrie leise auf und machte sich mit einer heftigen Bewegung los. Sie fuhr herum, wollte ihrem Ärger Luft machen und zuckte zusammen, als sie das kalkweiße Gesicht ihres Begleiters bemerkte.
»Pierre!«, flüsterte sie. »Was ist los, Pierre, was…«
Er schluckte. Seine Kehle war wie zugeschnürt, die Lippen zitterten.

Zwei Sekunden lang blieb er mit hämmerndem Herzen stehen, starrte aus dem Fenster und vermochte sich nicht zu rühren.

»Die Wölfe!«, hauchte er. »Die Wölfe…«

»Was für Wölfe? Bist du verrückt, Pierre? Willst du mir nicht endlich erklären…«

»Die Wölfe, verstehst du nicht?« Er schrie jetzt, seine Stimme überschlug sich. »Ich wollte es nicht glauben! Und jetzt sind sie da! Sie wollen mich umbringen, sie wollen…«

»Pierre! Komm zu dir! Du redest irre, du…«

Er stieß sie einfach beiseite.

Taumelnd, von Entsetzen gepeitscht, rannte er durchs Zimmer, schloss mit fliegenden Fingern die Haustür ab und legte den Riegel vor. Dann rannte er in die Küche, ins Bad, in den Salon, in die Schlafzimmer. Überall prüfte er, ob die Fenster geschlossen waren, ließ in verzweifelter Hast die Rollläden herab und verdunkelte schließlich auch noch das Wohnzimmer.

Sein Gesicht war schweißbedeckt, als er die Deckenleuchte einschaltete. Keuchend und erschöpft stand er mitten im Raum, sah sich um und überlegte, ob er nichts vergessen hatte. Marielle Aubry beobachtete ihn mit wachsendem Entsetzen.

Ihre Stimme klang fast schrill. »Mach die Tür auf. Ich will hier raus!«

»Bist du verrückt geworden? Hörst du nicht, was ich sage? Die Wölfe wollen uns umbringen!«

»Du hast ja den Verstand verloren!« Marielle wich vor ihm zurück, sie zweifelte allen Ernstes daran, dass er bei Sinnen war. »Ich will hier raus! Ich zeige dich wegen Freiheitsberaubung an, wenn du mich nicht sofort hier rauslässt, ich…«

Sie verstummte.

Denn im gleichen Moment erhob sich draußen ein lang gezogenes, klagendes Heulen – und dieses Geräusch klang so unheimlich und zugleich so drohend, dass selbst Marielle Aubry die nahende Gefahr spürte.

Sie hielt den Atem an.

Ihre Augen begannen zu flackern, als sie die tappenden Schritte hörte, das vielstimmige Hecheln. Das Geheul der Tiere schlug in heiseres, wütendes Bellen um. Ganz dicht waren die Bestien jetzt bei dem massiven Holzhaus, umrundeten das Gebäude und Marielle begriff, dass sie einen Weg suchten, um einzudringen.

»Pierre!«, krächzte sie. »Pierre, was hat das zu bedeuten, was…«

Er hörte nicht zu.

Stolpernd rannte er in den Nebenraum, zu dem Gewehrschrank, der an einer Wand voller Gehörne stand. Seine Hände zitterten, als er die schwedische Husqvarna Trabant herausnahm. Hastig lud er die Waffe durch, nahm sie unter den Arm und wischte sich mit der freien Hand

den Schweiß von der Stirn.

Das Mädchen drängte sich dicht an ihn. Auch Marielles Gesicht war jetzt weiß vor Furcht. Unruhig glitt ihr Blick hin und her, und ihre Augen waren weit aufgerissen.

»Können sie hereinkommen?«, fragte sie flüsternd.

Colombe schüttelte den Kopf. Das Gewehr in seiner Hand hatte ihm einen Teil seiner Sicherheit zurückgegeben, auch wenn seine Stimme noch belegt klang. »Die Fenster im Erdgeschoss sind vergittert. Und die im oberen Stockwerk liegen zu hoch.«

»Und der Keller?«

»Alle Lichtschachtgitter sind mit Ketten befestigt. Wir sind hier sicher.«

Der schwere Mann schluckte und fuhr sich mit allen fünf Fingern durch das Stoppelhaar. »Allerdings wäre es besser, wenn wir uns etwas anziehen.«

Marielle nickte nur und begann hastig, sich anzukleiden. Colombe lehnte die Jagdbüchse neben sich an die Wand. Auch er griff nach seinen Kleidern – und im nächsten Atemzug hörte er den Krach, mit dem sich ein schwerer Körper gegen die Tür warf.

Er zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb.

Draußen steigerte sich jetzt das heisere, angriffslustige Fauchen.

Erneut prallte eins der Tiere gegen das massive Holz. Pierre Colombe wusste oder glaubte zu wissen, dass keine Gefahr bestand, dass die Tiere unmöglich die Tür aufsprengen konnten und fuhr hastig in seine Kleider.

Marielle war schneller fertig. Sie zitterte, drängte sich gegen den Mann. Ihre aufgerissenen grünen Augen hingen an der Haustür, die jetzt erneut unter einem dumpfen Aufprall erbebte.

»Oh Gott!«, flüsterte das Mädchen. »Was sollen wir nur tun? Was…«

»Beruhige dich! Sie können nicht herein. Ich glaube…«

Marielle erfuhr nicht mehr, was Pierre Colombe glaubte.

Draußen steigerte sich das Bellen und Fauchen zum brodelnden Orkan. Der Angriff der Wölfe glich dem Anrollen einer mächtigen Woge. Holz knarrte und quietschte, ein paar einzelne Splitter flogen aus der Tür, und dann wurde sie mit einem gewaltigen Ruck aus den Angeln gerissen.

Die Kraft, die das bewirkt hatte, war übernatürlich, musste übernatürlich sein, doch die beiden bedrohten Menschen wurden zu sehr von Entsetzen geschüttelt, um das noch begreifen zu können.

Marielle Aubry stieß einen gellenden Schrei aus.

Sie wich zurück, Schritt für Schritt, taumelnd vor Grauen. Ihr Blick hing an der Tür, die auf den Fußboden gekracht war, an den grauen Leibern, die sich gleich einer Flut ins Zimmer ergossen. Das Entsetzen verwirrte ihre Sinne, verwandelte sie in eine Marionette. Mit einer

flatternden Gebärde fuhren ihre Hände zur Kehle. Immer weiter wich sie zurück, und als sie mit dem Rücken gegen die Wand stieß, sank sie mit einem erstickten Wehlaut in die Knie.

Pierre Colombe riss das Gewehr hoch. Er ahnte, dass er keine Chance hatte. Aber tief in ihm war ein wilder, verbissener Selbsterhaltungstrieb erwacht, war jene Urkraft aufgebrochen, die die Menschen seit Jahrhunderten auch in schwierigsten Situationen zum Überleben befähigt. Colombe war halb wahnsinnig vor Angst. Das Entsetzen hatte sein Bewusstsein wie eine rote Woge überflutet, aber er brachte es fertig, eiskalt und gezielt in die angreifende Meute hineinzufeuern.

Er schoss und repetierte, schoss und repetierte abermals. Kugel auf Kugel jagte er hinaus, zielte auf Köpfe, graue Leiber, gelbe, tückische Augen – und dass die Tiere gegen die Treffer immun waren, kam ihm gar nicht mehr zu Bewusstsein.

Der Leitwolf sprang ihn an.

Unter dem Gewicht der Bestie flog die Büchse zur Seite. Die Bewegung, mit der Colombe schützend die Arme vor sein Gesicht heben wollte, kam zu spät. Er taumelte. Dicht vor sich sah er den Schatten, der auf ihn zuflog, spürte die scharfe Ausdünstung des Körpers – und dann war da nur noch der jähe, heiße Schmerz, als sich die mächtigen Fangzähne in seine Kehle bohrten.

Pierre Colombe stürzte.

Und die graue Meute schlug wie eine Flutwelle über ihm zusammen und begrub ihn unter sich…

Minuten vergingen.

Minuten, in denen nur das schreckliche Schnappen, Malmen und Reißen zu hören war. Minuten, in denen Marielle Aubry schwankend am Boden kniete, mit flackernden Augen zusah – und in denen sich ihr Verstand endgültig verwirrte.

Sie wimmerte nur noch. In einem seltsamen Rhythmus wiegte sie den Oberkörper hin und her, als könne sie Trost finden im Gleichmaß der Bewegung. Ihr Geist hatte eine Wirklichkeit verlassen, die zu entsetzlich war, um sie zu ertragen.

Marielle Aubry stieß nicht einmal einen Schrei aus, als die Wölfe über sie herfielen.

***

»La Maison des Loups«, sagte Bill Fleming aus seinen Gedanken heraus.

Nicole hob den Kopf. »Wie bitte?«

»La Maison des Loups«, wiederholte Bill, jetzt mit einem erregten Unterton in der Stimme. »Das Haus der Wölfe! Das könnte eine Spur sein!«

Nicole sprang auf. Ihre Augen funkelten unternehmungslustig – zu lange hatte sie in der düsteren Bibliothek gesessen und im Schein der Leselampe vergeblich alte Bücher studiert. Mit zwei Schritten stand sie hinter Bill, sah ihm über die Schulter und betrachtete die vergilbte Zeichnung, auf die er wies.

Sie zeigte ein Gebäude aus längst vergangener Zeit. Keine Burg, kein Schloss, sondern eine Villa mit spitzen Türmchen, hohen Spitzbogenfenstern und seltsamen Skulpturen in einem düsteren, irgendwie unheimlich anmutenden Park. »La Maison des Loups« stand in altertümlichen Buchstaben darunter.

»Und was bedeutet das?«, fragte Nicole gespannt.

Bill hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Hier ist lediglich von einem Edelmann die Rede, der, aus welchen Gründen auch immer, das Haus der Wölfe, auch Schwarzes Haus genannt, besuchte und nie wieder gesehen wurde. Im Text gibt es ein paar geheimnisvolle Andeutungen darüber, dass er nicht der Erste und auch nicht der Letzte war.« Er kniff die Augen zusammen und blickte auf das Datum.

»1250«, stellte er fest. »Also können wir uns bei der weiteren Suche zunächst einmal auf das 13. Jahrhundert beschränken.«

Nicole nickte eifrig. Die Aussicht auf Erfolg hatte ihren Tatendrang geweckt. Gemeinsam mit Bill suchte sie nach Büchern und alten Folianten, die sich auf den entsprechenden Zeitraum bezogen, nahm sie vorsichtig aus den Regalen und breitete sie auf dem Tisch aus.

Knapp zehn Minuten später richtete Bill Fleming sich kerzengerade auf.

»Da!«, stieß er hervor. »Da ist es!«

Nicole beugte sich vor. Ihre Augen funkelten. »Tatsächlich?«

»Tatsächlich.« Bill lehnte sich zurück, atmete tief durch. »Hören Sie zu…«

Und dann begann er, langsam und deutlich den in verschnörkeltem Französisch abgefassten Text vorzulesen: Anno Domini 1250 jedoch trug das Schwarze Haus im Volke auch den Namen Haus der Wölfe. Geronimo Morgue wohnte dortselbst, welcher war ein Magier und Alchimist und ein Räuber. Die Männer des Landes zogen wider ihn, er aber gebot über ein Heer von Wölfen, welche durch Menschenhand nicht getötet werden konnten und Tod und Verderben über das Land brachten. So ging das lange Zeit…

»Welche durch Menschenhand nicht zu verletzen waren«, wiederholte Nicole in die Pause hinein. »Genau das ist es! Wir sind am Ziel, Bill!«

»Noch nicht ganz! Aber wir sind dem Ziel zumindest ein Stück näher gekommen.« Er blätterte vorsichtig die Seite um und las halblaut weiter.

So ging das lange Zeit. Im Jahre des Herrn 1259 jedoch fanden sich

die Männer des Landes zusammen, auf dass sie dem Schrecken ein Ende machten. Sie schickten Boten aus zur Burg der Adler, damit Alban de Bayard ins Land komme und die Wölfe vernichte mit dem Schwerte des Feuers. Also geschah es. Alban de Bayard hob sein Schwert, und viele Wölfe starben. Einige aber wurden in eine Höhle verbannt und eingemauert, auf dass sie gefangen blieben. Geronimo Morgue sprach einen Fluch vor seinem Tod. Er bestimmte, dass die Gefangenschaft der Wölfe nur so lange dauern solle, bis dereinst ein Fremder sie befreie und zu seinen Dienern mache. Alban aber zog zurück zur Burg der Adler, nachdem er den Herrn der Wölfe getötet hatte. Er lebte dortselbst noch viele Jahre glücklich, bis er verschied.

Das Schwert des Feuers wurde ihm mit in seinen Sarg gegeben, und die Gruft ward fortan bewacht von besiegten Dämonen, auf dass niemand das Schwert stehle und des edlen Alban ewige Ruhe störe…

Bill Fleming verstummte.

Er ließ das Buch sinken, lehnte sich zurück. Nicole hatte die Stirn gerunzelt und blickte nachdenklich ins Leere.

»Die Gruft ward fortan bewacht von besiegten Dämonen«, wiederholte sie leise. »Soll das heißen, dass es gegen diese Wölfe eine Waffe gibt, und dass eben diese Waffe von Dämonen abgeschirmt wird?«

»So etwas Ähnliches, nehme ich an.« Bill schüttelte den Kopf. »Es ist fast nicht zu glauben – nicht einmal für jemanden, der aus Erfahrung weiß, dass es solche Dinge gibt. Diese Wölfe waren also in eine Höhle verbannt. Und dann hat sie jemand befreit, der nicht nur den Nerv hatte, nicht sofort wie ein Wahnsinniger wegzulaufen, sondern auch noch auf Anhieb die verbrecherischen Möglichkeiten erkannte, die sich ihm da auftaten.«

Nicole zog die Unterlippe zwischen die Zähne.

»Das Schwert des Feuers«, sagte sie leise. »Wir müssen es finden. Oder vielmehr: Zuerst einmal diese merkwürdige Burg. Wie hieß sie noch?«

»Château des Aigles. Burg der Adler. Ich werde Professor Lecourbé fragen.«

Er stand auf und wandte sich zum Gehen. Fast im gleichen Moment wurde draußen geklopft. Die Tür schwang auf, Professor Zamorras schlanke, hoch gewachsene Gestalt erschien im Rahmen und Nicole stieß einen leisen Schrei aus, als sie sah, dass er offensichtlich verletzt war.

Er hob beruhigend die Hand. »Kein Grund zur Aufregung! Ich habe lediglich einen harmlosen Streifschuss abbekommen. Leider konnte unser geheimnisvoller Gegner entwischen, nachdem ich wie ein Anfänger in seine Falle gestolpert war.«

»Sie haben ihn gesehen, Chef?«

»Gesehen leider nicht, sonst wären wir jetzt einen Schritt weiter.«

Zamorra berichtete kurz, was sich zugetragen hatte. »Pierre Colombe ist verschwunden«, schloss er. »Er befindet sich in Lebensgefahr, deshalb fahndet die Polizei nach ihm. Bisher leider ohne Erfolg.« Er rieb sich mit dem Handrücken über die Stirn, als könne er auf diese Weise die bohrende Sorge um das Leben eines Unschuldigen wegwischen. »Und wie sieht es bei euch aus?«, fragte er.

Bills Gesicht wurde hart. »Wir haben eine heiße Spur. Es sieht so aus, als ob es eine Waffe gegen die Wölfe gebe. Hier, lies selbst!«

Er wies auf die aufgeschlagene Chronik. Zamorra beugte sich mit gerunzelter Stirn über den alten Band, überflog den Text – und hob mit einem Ruck den Kopf.

»Die Burg der Adler«, sagte er rau. »Wir müssen herausfinden, wo sie liegt, und wir müssen dieses Schwert finden.«

»Das dachte ich auch. Ich wollte gerade Lecourbé fragen.«

Zamorra nickte nur.

Ein paar Minuten später saßen sie dem Professor in seinem Arbeitszimmer gegenüber, und der kleine weißhaarige Mann fürchte die Stirn.

»Die Adlerburg!« Seine Stimme klang nachdenklich. »Ja, sicher, die gibt es. Allerdings nur noch eine Ruine heute, wegen Einsturzgefahr für den Tourismus gesperrt. Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Ort auf der Karte.«

Wie sich herausstellte, lag die Burgruine nur eine knappe Autostunde von Paris entfernt. Sie war nicht in der Karte verzeichnet, aber Lecourbé kannte ihre genaue Lage. Er beschrieb den Besuchern den Weg, den sie von der Straße aus nehmen mussten, und schließlich setzte er sich wieder, lehnte sich zurück und sah von einem zum anderen.

Einen Moment lang zögerte er, schien zu überlegen, ob er sprechen sollte oder nicht, dann atmete er tief durch.

»Seien Sie vorsichtig«, warnte er. »Der Ort gilt als verflucht. Ich wollte ihn schon immer besuchen, um dort Nachforschungen anzustellen – aber jedes Mal hat mich irgendetwas davon zurückgehalten, das ich mir selbst nicht erklären kann.«

»Die Dämonen, die das Schwert des Feuers hüten«, murmelte Zamorra. »Nun, wir werden sehen. Einstweilen vielen Dank, Professor…«

Sie verabschiedeten sich.

Die Sonne neigte sich bereits, als sie ins Hotel zurückfuhren. Zwar hatte Zamorra das Amulett bei sich, aber für die bevorstehende Exkursion wollte er sich auch noch mit einigen anderen Dingen bewaffnen.

Nicole ließ sich davon überzeugen, dass es besser sei, wenn sie

zurückblieb. Sie protestierte, wie immer, wenn sich ihr Chef in Gefahr begab, fügte sich aber schließlich nicht ohne Erleichterung. Ihr Bedarf an Begegnungen mit übersinnlichen Mächten war seit der Zeit, als sie Château Montagne bezogen hatte, überreichlich gedeckt worden.

Bill Fleming und der Professor wollten gerade das Zimmer verlassen, da schlug das Telefon an.

Zamorra nahm ab. Serge Didier war am anderen Ende der Leitung. Die Stimme des Kommissars klang tonlos und flach.

»Wir haben Pierre Colombe in seinem Jagdhaus gefunden«, sagte er knapp. »Er wurde zusammen mit seiner Geliebten von Wölfen zerrissen.«

***

Eine Viertelstunde später waren Bill Fleming und Professor Zamorra bereits unterwegs.

Pierre Colombe und seiner Freundin konnten sie so oder so nicht mehr helfen. Aber sie konnten versuchen, endlich eine Waffe gegen die mordgierigen Bestien zu finden, und damit vielleicht weitere unschuldige Opfer vor einem grässlichen Ende bewahren.

Eine knappe Stunde brauchten sie für die Fahrt, dann erreichten sie die Abzweigung, die ihnen Lecourbé geschildert hatte. Eine schmale, mit Schlaglöchern übersäte Straße wand sich in langen Kurven in ein kleines Seitental hinauf. Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. Noch lag ein glutroter Streifen über dem westlichen Horizont und warf einen malvenfarbenen Schleier über das Land, aber zwischen den Bäumen ballte sich die Dunkelheit bereits dicht und undurchdringlich wie schwarze Watte.

Der Parkplatz, von dem aus sie zu Fuß weiter mussten, war nicht zu verfehlen, denn die Straße endete dort.

Zamorra ließ den Wagen ausrollen und die Scheinwerfer erlöschen. Für einen Moment hatte die Stille um sie herum etwas Unheimliches, Betäubendes, und Bill Fleming bewegte unbehaglich die Schultern.

»Ich weiß nicht«, murmelte er. »Ich habe das bestimmte Gefühl, dass es besser wäre, nicht auf den Hügel zu steigen.«

»Das gleiche Gefühl, das Lecourbé von seinen Forschungen abgehalten hat«, nickte Zamorra. »Willst du im Wagen bleiben?«

»Unsinn! Ich habe lediglich versucht, mir über die Tatsachen klar zu werden. Können wir?«

Der Professor nickte nur.

Schweigend stiegen sie aus, orientierten sich kurz und folgten dann dem Pfad, der durch dichtes Gebüsch hinauf zur Kuppe des Hügels führte.

Zweimal blieb Bill Fleming stehen. Der Einfluss, der ihn zurücktreiben wollte, war jetzt so stark, dass er Mühe hatte, dagegen

anzukämpfen. Hart biss er sich auf die Lippen, gab sich einen Ruck und hielt sich dicht hinter Zamorra, den das Amulett gegen die unheimliche Strahlung immun machte.

Sie entdeckten die Ruine der Adlerburg erst, als sie fast über Mauerreste stolperten.

Hier oben war die Sicht noch einigermaßen gut, da der Waldsaum zurückgeblieben war und lediglich niedriges Buschwerk die flache Kuppe bedeckte. Von der Burg standen nur noch die Grundmauern.

Ab und zu erhoben sich ein paar Mauerreste etwas höher, zeichneten sich bruchstückhaft die Umrisse von Fenstern und Türen ab – und etwas weiter rechts, im Schatten des einzigen ausgewachsenen Baumes, duckte sich eine verfallene, aber noch halbwegs erkennbare Kirche.

»Dort«, sagte Zamorra leise. »Ich nehme an, dass die Gruft unter der Kapelle liegt.«

»Das glaube ich auch. Reizende Aussichten!«

Bills Stimme klang gepresst. Zamorra konnte ihn verstehen – auch er fühlte sich nicht ganz wohl in seiner Haut. Langsam, mit gespannten Sinnen, gingen die beiden Männer auf den niedrigen, fahl schimmernden Kuppelbau zu und stoppten vor dem schief in den Angeln hängenden Eisengitter.

Zamorra zog es auf. Das Knirschen, dass sich dabei in das Quietschen der Angeln mischte, verursachte ihm eine leichte Gänsehaut.

Aber ein Blick zeigte ihm, dass von der Decke der Kapelle kaum noch etwas vorhanden war und dass demnach auch nicht viel über ihnen zusammenstürzen konnte.

Er zog die Taschenlampe aus dem Gürtel. Ihr fahler Schein glitt über den nackten Steinfußboden. Die schwere hölzerne Falltür mit dem rostigen Eisenring war nicht zu übersehen.

Zamorra sah sich um.

Sein Blick war auf das Kreuz gefallen, das irgendjemand mit einem scharfen Instrument in das Holz geschnitten hatte. Ein Kreuz, ein paar unentzifferbare Runenzeichen. Sie konnten nur einen einzigen Zweck haben – nämlich den, die Mächte der Finsternis zu bannen, die unten in der Gruft lauerten.

»Wir müssen vorsichtig sein«, sagte Zamorra halblaut. »Wenn wir nicht aufpassen, kann es uns passieren, dass wir Wesen freisetzen, die weit schlimmer sind als die Wölfe. Bill, du schließt die Falltür über mir, und du öffnest sie erst wieder, wenn ich die entsprechende Anweisung in Morsezeichen dagegen klopfe, okay?«

»Und wenn du nicht klopfst?«

»Dann verschwindest du!« Zamorra starrte seinem Freund eindringlich in die Augen. »Bill, du darfst unter keinen Umständen den Versuch machen, mich auf eigene Faust da rauszuholen. Wenn sich in

dieser Gruft Mächte verbergen, die stärker sind als das Amulett, dann dürfen sie unter keinen Umständen befreit werden, verstanden?«

Ihre Blicke kreuzten sich. Bills Gesicht war blass. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt.

»Verstanden«, sagte er knapp. »Also los!«

Er packte den eisernen Ring.

Einen einzigen heftigen Rucks bedurfte es, dann ließ sich die Falltür leicht anheben. Der Strahl der Taschenlampe stach in den Raum darunter. Zamorra erkannte steinerne Stufen, glitt so schnell wie möglich hinunter – und über seinem Kopf schloss sich die Falltür mit einem dumpfen, seltsam endgültigen Laut.

Er blieb stehen, etwa auf der Mitte der Steintreppe.

Die Luft war feucht und modrig, aber ein kalter Hauch verriet, dass es von irgendwoher Frischluftzufuhr gab. Der Lichtkegel der Taschenlampe wanderte. Er erfasste kahle Wände, Bruchsteingemäuer, einen steinernen Sarg, der in der Mitte des Raumes auf einem Sockel stand und…

Die Taschenlampe erlosch.

Nicht plötzlich, sondern langsam, flackernd, als kapituliere sie vor der Schwärze, der Dunkelheit. Zamorra wusste genau, dass die Batterie noch nicht aufgebraucht sein konnte. Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne. Rasch verstaute er die nutzlose Lampe in der Tasche, tastete in der Dunkelheit nach dem Amulett und streifte die dünne Silberkette vom Hals.

Von einer Sekunde zur anderen schien es um ihn lebendig zu werden.

Zuerst glomm nur ein schwacher rötlicher Lichtschein auf. Funken tanzten in der Luft, verdichteten sich zu seltsamen, wolkenartigen Gebilden. Ein gespenstisches Licht lagerte in der Gruft, wie der Widerschein eines fernen Feuers, und die tanzenden Funken nahmen allmählich die Gestalt von Flammen an.

Zamorra wusste, dass sich vor seinen Augen die Dämonen materialisierten, die Alban de Bayards Grabesruhe bewachten.

Der Professor ging einen Schritt vor.

Schon begannen sich Gestalten aus den wabernden Flammen zu schälen, tauchten die ersten fahlen, von blauem Schein umflossenen Gerippe auf. Ein hohes, singendes Rauschen hing in der Luft. Das Licht verwandelte sich, wurde bläulich, ein schimmernder, eisiger Glanz, und die Kälte, die von den unheimlichen Gestalten ausging, schien auf der Haut förmlich zu brennen.

Kichern klang auf.

Wildes, höhnisches Fauchen…

Zamorra riss das Amulett hoch, wollte angreifen, die Dämonen zurücktreiben, aber in der nächsten Sekunde erwies sich das als überflüssig.

Eine andere Macht kam ihm zuvor.
Eine Macht, unter deren unsichtbarem Einfluss sich die Dämonen wimmernd duckten, zur anderen Seite des Raumes auswichen und sich zitternd und heulend an die Wand pressten. Nur noch schwach gloste der Flammenschein, reichte gerade aus, um den kahlen Raum zu erhellen. Und Zamorra fiel das ein, was die alte Chronik gesagt hatte: dass es besiegte Dämonen waren, die Alban de Bayards Gruft bewachten.
Er starrte den Sarg an.
Der Deckel bewegte sich.
Zentimeter um Zentimeter wurde er hoch gedrückt – und Zamorra spürte einen eiskalten Schauder auf der Haut, als er die bleiche Knochenhand sah, die den schweren steinernen Deckel beiseite drückte.
Dumpf fiel er auf den Boden, Staub wölkte auf.
Eine zweite Hand erschien, dürre Knochenfinger krallten sich um den Rand des Sarges – und im nächsten Augenblick erhob sich die hohe, fahle Gestalt eines Gerippes.
Zamorra stand starr da.
Er hielt das Amulett in der Hand, aber seltsamerweise ging von dem silbernen Talisman keine Strahlung aus. Das Metall fühlte sich warm an, irgendwie lebendig. Als Zamorra die Hand öffnete, sah er den sanften, schimmernden Glanz und dunkel begriff er, dass er hier einem Wesen gegenüberstand, wie es ihm noch nie zuvor bei all seinen Abenteuern begegnet war.
Das Gerippe reckte sich.
Ein seltsames Licht schien plötzlich von ihm auszugehen – aber es war nicht das kalte, dämonische Feuer, das Zamorra kannte. Ein dünner Schleier umwebte die bleichen Knochen. Etwas wie ein Bild entstand, eine Art blasser Projektion auf einer unsichtbaren Leinwand. Es wurde deutlicher, gewann an Plastizität, an Farben und dann schien es so, als trete eine zweite, fleischlichere Gestalt aus dem Skelett hervor, mache einen Schritt zur Seite und schwebe einen halben Meter neben dem Gerippe.
Das tiefblaue Gewand reichte bis zu den Knöcheln. Dunkles, gewelltes Haar umgab ein edles Antlitz von männlicher Schönheit.
Und um die breiten Schultern der lange weiße Mantel der Kreuzritter.
Alban de Bayard…
Zamorra wusste, dass er es sein musste. Sein Geist oder sein Dämon! Der Professor vermochte sich nicht zu rühren und starrte gebannt in das Gesicht, dessen Lippen sich jetzt zu bewegen begannen.
»Fürchte dich nicht, Fremder«, sprach eine dunkle, wohlklingende, seltsam körperlose Stimme. »Meine Diener werden dich nicht

berühren. Du bist in unser Reich eingedrungen und hast unsere tausendjährige Ruhe gestört. Aber du kommst nicht in böser Absicht, denn du hast die Kraft des weißen Sterns in dir, die Kraft des geheiligten Silbers. Wer bist du?«

Zamorra schluckte.

Seine Gedanken wirbelten. Blitzhaft tauchte vor seinen inneren Augen auf, was er in der Chronik gelesen hatte. Alban de Bayard war gerufen worden, um den Herrn der Wölfe zu besiegen, um die Macht des Bösen zu brechen. Also konnte er nicht selbst dem Bösen angehören.

»Mein Name ist Zamorra«, sagte der Professor leise und tastend.

»Dies Amulett bedeutet meine Kraft. Ich weiß nicht, woher es stammt, noch was es bewirkt. Ich weiß nur, dass es fähig ist, die Mächte des Bösen zu besiegen.«

Für einen Moment blieb es still. Die Dämonen im Hintergrund der Gruft gaben ein leises, klagendes Heulen von sich. Alban de Bayards Hände hoben sich, legten sich gegeneinander – und mit einer ehrfürchtigen Geste des Grußes neigte er den Kopf.

Seine Stimme klang leise, vibrierend.

»Das Amulett des Merlin«, flüsterte er. »Das Amulett, das die letzten Hüter des heiligen Grals trugen, der für immer verschollen ist. Du kannst es nicht geraubt haben, denn sonst hätte es dich vernichtet. Es gibt dir eine große Macht, Fremder.«

»Eine große Macht und eine große Verantwortung«, sagte Zamorra ruhig. »Die gleiche Verantwortung, die du in deinem Leben trugst. Ich brauche deine Hilfe, Alban de Bayard.«

»Du sollst sie bekommen, wenn die Aufgabe ihrer würdig ist. Was willst du?«

»Das Schwert des Feuers.« Zamorra sprach jetzt langsam, gemessen – wie in einem Traum befangen. »Ich brauche es, um die Wölfe des Schwarzen Hauses zu vernichten, die du einmal gebannt hast.«

Der Kopf des Geistes hob sich. »Ist Geronimo Morgue wieder auferstanden aus dem Dämonenreich? Der Herr der Wölfe?«

»Nein. Aber es gibt einen anderen Mann, der sich jetzt Herr der Wölfe nennt. Er hat die Meute befreit und er missbraucht sie, um Tod und Verderben über die Menschen zu bringen. Es gibt keine Waffe gegen diese Höllenbrut. Das Amulett kann sie bannen, kann den Träger vor ihnen schützen. Aber vernichten kann sie nur das Schwert des Feuers.«

Lange Zeit blieb es still.

Der Geist verharrte reglos, mit gesenktem Kopf, in tiefem Nachsinnen. Schließlich erwachte er aus seiner Erstarrung und nickte schwer.

»Drei Tage, Fremder«, sprach die dunkle Stimme. »Für drei Tage

kann ich dir das Schwert überlassen. Bringst du es dann nicht zurück, werde ich verdammt sein für immer.«

»Ich bringe es zurück. Ich schwöre es.«

»Gut, Fremder. So nimm es und geh! Geh den Weg, der dir vorgezeichnet ist, und kehre zurück, wenn du gesiegt hast.«

Erneut senkte sich der schmale, schöne Kopf zu einer grüßenden Geste.

Alban de Bayards Geist und das bleiche Gerippe, das ebenfalls Alban de Bayard war, glitten nach zwei verschiedenen Seiten auseinander. Düster klaffte der offene Sarg – und für Zamorra war der Weg frei.

Ein paar Schritte – dann hatte er das geheimnisvolle Schwert des Feuers vor sich.

Ein eigentümlicher Glanz strahlte von der breiten zweischneidigen Klinge aus. Winzige Rubine und Smaragde bildeten seltsame Linien und Zeichen auf dem Griff. Fast scheute Zamorra davor zurück, ihn zu berühren, und als er es doch tat, war seine Bewegung langsam und vorsichtig.

Das Schwert lag schwer in seiner Hand, doch er vermochte es mühelos zu heben.

Wie einen elektrischen Strom spürte er die geheimnisvolle Kraft, die von der Waffe auf ihn übersprang. Eine Strahlkraft, die ihn an die des Amuletts erinnerte. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er den silbernen Talisman immer noch in der Linken hielt, und er streifte sich mechanisch die dünne Kette über den Kopf.

»Dreh dich um!«, sagte Alban de Bayards geisterhafte Stimme.

»Schau nicht zurück! Geh deinen Weg, ohne dich noch einmal umzuschauen.«

Zamorra gehorchte.

Langsam, das Schwert an seiner Seite, ging er durch das gespenstische Halbdunkel der Gruft, stieg die steinernen Stufen hinauf und klopfte das vereinbarte Signal an das Holz der Falltür.

Sofort schwang sie nach oben.

Bill Flemings bleiches Gesicht tauchte auf. Rasch kletterte Zamorra zurück in die verfallene Kapelle, und Bill ließ sofort die schwere Klappe zurückfallen.

Er starrte den Professor an, das breite, geheimnisvoll glitzernde Schwert, dann wieder das Gesicht seines Freundes.

»Himmel«, sagte er tonlos. »Das hat so verdammt lange gedauert, dass ich schon fast die Hoffnung aufgegeben hatte.« Und mit einem Blick auf die Waffe: »Ist es das?«

»Das Schwert des Feuers. Ja…« Zamorra war immer noch benommen von der seltsamen, körperlosen Ausstrahlung Alban de Bayards, war wie gefangen in einer Atmosphäre, die nicht von dieser Welt war. Nur mühsam fand er in die Wirklichkeit zurück.

»Drei Tage, Bill«, sagte er. »Drei Tage haben wir Zeit, nicht länger.«
»Drei Tage? Warum?«
Zamorra lächelte leicht. Für Bill Fleming klangen seine Worte dunkel und unergründlich:
»Weil wir das Schwert des Feuers seinem Besitzer zurückbringen müssen.«

***

Gegen 22 Uhr erreichten sie Paris, und fuhren ins Hotel zurück.
Das Schwert hatten sie in eine Decke gewickelt. Nicole erwartete sie bereits. Ihr Gesicht verriet Erregung, in ihren schönen Augen tanzten Funken – und Zamorra wusste sofort, dass etwas geschehen sein musste.
»Kommissar Didier erwartet Sie«, berichtete seine Sekretärin. »Der Herr der Wölfe hat offenbar eine neue Erpressung gestartet.« Und mit einem Blick auf den länglichen Gegenstand: »Hatten Sie Erfolg, Professor?«
Zamorra nickte nur. »Ich erkläre Ihnen alles später. Bill, pass auf das Schwert auf! Ich fahre zu Didier.«
Mit diesen Worten war er bereits draußen.
Unten auf der Straße schwang er sich wieder in den Citroën, den er gerade erst abgestellt hatte, und wenig später saß er Serge Didier in dessen Büro gegenüber.
Der Kommissar fasste sich kurz. »Diesmal ist das Opfer der Erpressung Ives Javel, der Besitzer einer Nachtclub-Kette«, berichtete er. »Javel ist halb wahnsinnig vor Angst. Als er den Anruf des Erpressers bekam, war die Nachricht von dem Mord an Pierre Colombe schon durch sämtliche Nachrichtensendungen gelaufen und…«
»Wieso das?«, fiel ihm Zamorra ins Wort.
Didiers Gesicht wurde hart. »Weil ein anonymer Anrufer die gesamte Presse alarmierte, Professor. Aller Wahrscheinlichkeit handelte es sich um den so genannten Herrn der Wölfe selbst. Er legt Wert auf Publizität. Er will, dass seine Verbrechen bekannt werden, damit keines seiner Opfer es mehr wagt, ihm Widerstand entgegenzusetzen.«
»Und wie viel verlangt er diesmal?«
»Hunderttausend Francs. Er steigert sich allmählich. Das Geld soll um Mitternacht am Quai de Grenelle übergeben werden, also praktisch mitten in der Stadt.«
»Und wie stellt er sich die Übergabe vor?«
»Er will offenbar selbst auf der Szene erscheinen, ganz einfach kommen und Javel das Päckchen abnehmen. Er muss sich sehr sicher fühlen.« Didier zögerte und rieb sich mit dem Handrücken über die Augen. »Vermutlich kann er das auch«, fuhr er fort. »Wenn er die

Wölfe zur Hilfe ruft, kann keiner von uns etwas gegen ihn ausrichten.«

»Das war bis heute so«, sagte Zamorra ruhig. »Jetzt hat es sich geändert.«

»Sie haben…«

Der Professor nickte. »Ich habe eine Waffe gegen die Wölfe gefunden. Eine Waffe, von der ich hundertprozentig sicher bin, dass sie wirken wird.« Und nach einer Pause: »Wir müssen dem Burschen heute Nacht eine Falle stellen.«

Didier nagte an der Unterlippe.

Seine Stimme klang tonlos. »Und wenn Sie sich irren, Professor? Wenn diese Waffe doch nicht wirkt? Verstehen Sie mich nicht falsch, ich vertraue Ihnen. Aber ich trage die Verantwortung für das Leben Hunderter ahnungsloser Bürger.«

Zamorra nickte wieder.

»Selbstverständlich, Commissaire. Ich bin genauso wenig wie Sie gewillt, mitten in der Stadt am Seine-Ufer ein Schauspiel zu inszenieren, das möglicherweise endgültig zu einer Panik führt. Mein Vorschlag ist es, sämtliche Bedingungen des Erpressers zunächst einmal zu erfüllen. Ich werde ihn dann verfolgen. Und ich werde ihn dort stellen, wo kein Unbeteiligter durch den Kampf gefährdet wird.«

Didier nagte weiter an der Unterlippe. Er sah erschöpft aus, und dunkle Ringe lagen unter seinen Augen.

»Professor, ich muss Ihnen noch einmal sagen, dass Sie in keiner Weise verpflichtet sind…«, begann er.

»Ich bin verpflichtet, alles zu tun, was in meiner Macht steht, um diesem Spuk ein Ende zu machen«, sagte Zamorra ruhig. »So wie es jeder Mensch in meiner Lage wäre. Oder sind Sie anderer Meinung?«

Serge Didier atmete tief durch.

»Nein, Professor«, sagte er. »Sie haben Recht. Ich hoffe nur, es wird gut gehen…«

***

Jean Calmat hockte auf einem Stein und rauchte eine Zigarette.

Er kauerte reglos da, leicht nach vorn gebeugt. Vor ihm fiel der Hang ab, sein Blick hing an den dunklen, unsteten Schatten in der Mulde zu seinen Füßen. Die Wölfe streunten umher. Sie waren unruhig heute. Unruhig und ausgehungert. Calmat lächelte schmal, und in seine Augen trat ein teuflisches Funkeln.

»Still!«, zischte er – und sofort schienen die schattenhaften Gestalten dort unten zu Stein zu erstarren.

Calmat nickte zufrieden.

Sie gehorchten ihm.

Sie würden ihm immer gehorchen. Und eines Tages, wenn er genug Geld an sich gerafft hatte, um für alle Zeiten sorglos zu leben, würden

sie auch zurück in ihre Höhle gehen, und er würde die Tür wieder schließen.

Aber das hatte Zeit.

Noch war es nicht so weit. Noch standen auf Calmats Liste die Namen von einem Dutzend Männern, die er erpressen wollte. Und ab und zu, das wusste er, würde er den einen oder anderen von den Wölfen zerreißen lassen müssen, damit die anderen nicht aufhörten, Angst zu haben.

Calmats Gesicht war voll wilden Triumphes, als er von dem Stein aufstand und zu der Schneise hinunter glitt, wo sein Wagen parkte…

***

Ives Javel war ein großer, dürrer Mann mit spitzem, bleichem Gesicht, hellblondem Haar und farblosen, rotgeränderten Albinoaugen.

Dass er eine florierende Nachtclub-Kette besaß, die ›Butte Sacrée‹, die heilige Kuppe des Montmartre beherrschte und sein Vermögen nach Millionen zählte, sah man ihm nicht an. Zumindest jetzt nicht, denn die Angst hatte ihm förmlich das Mark aus den Knochen gesogen und ihn binnen weniger Stunden in eine traurige Figur verwandelt.

Jetzt stand er mit Kommissar Didier und einigen anderen Beamten im Wohnzimmer seines Apartments und fieberte der Begegnung mit dem Herrn der Wölfe entgegen, die er hinter sich bringen musste und die er trotz aller Sicherheitsvorkehrungen so fürchtete, dass er am liebsten davongelaufen wäre.

»Sie sind verantwortlich, wenn mir etwas geschieht, Messieurs«, sagte er gequetscht. »Es war Ihre Idee, vergessen Sie das nicht! Nur Ihre Idee!«

»Wir waren uns einig darüber, dass es im Interesse Ihrer Sicherheit die beste Methode ist, Monsieur Javel«, wiederholte Didier zum x-ten Male geduldig. »Ihr bester Schutz ist es, alle Forderungen des Gangsters zu erfüllen. Natürlich könnten wir auch einen Kriminalbeamten in Ihrer Maske zu dem Treffpunkt schicken, aber wenn der Verbrecher das merkt, sind Sie erst recht in Gefahr, sehen Sie das nicht ein?«

Der dürre Nachtclub-Besitzer schluckte.

»Doch«, musste er zugeben. »Doch, das sehe ich ein. Wie spät ist es?«

»Eine halbe Stunde vor Mitternacht. Sie müssen jetzt fahren.«

Javel seufzte tief auf. Sein ohnehin blasses Gesicht war noch weißer, als er nach der Tasche mit den hunderttausend Franc griff. Die Vorstellung, dass er das Geld tatsächlich übergeben musste, bereitete ihm fast körperliche Schmerzen. Geld war für ihn das, was für einen anderen Glück und Gesundheit, Liebe und Ruhm zusammengenommen bedeuten mochten. Und das Einzige, was ihn noch aufrecht hielt und

was ihn befähigte, den kommenden Ereignissen ins Auge zu sehen, war der brennende Wunsch, unter allen Umständen seine hunderttausend Francs zu retten.

Steifbeinig verließ er die Wohnung, fuhr mit dem Lift in die Tiefgarage und stieg in seinen Wagen. Der Motor der Caravelle kam sofort. Javel rollte auf die Straße, bog nach links ab, hatte nach wenigen Minuten den Eiffel-Turm erreicht und näherte sich dem Quai de Grenelle.

Vermutlich hätte er keinen Parkplatz gefunden, aber die besondere Situation gab ihm die Möglichkeit, unter einem Halteverbotsschild zu parken – was ihm die im Voraus schadenfrohen Blicke einiger Passanten eintrug, die die Pariser Polizei kannten. Ives Javel achtete nicht darauf. Er stieg aus, zog die Aktentasche mit dem Geld aus dem Wagen und stieß nach wenigen Schritten auf die Straße, die dem Lauf der Seine folgte und durch eine Mauer von dem dunklen, sanft plätschernden Wasser getrennt wurde.

Trotz der späten Stunde herrschte noch Betrieb. Passanten bewegten sich über die Gehsteige, Liebespaare, amerikanische Touristen mit ihren unvermeidlichen Kameras. Niemand hatte es eilig, die weiche Frühlingsluft schien wie Sekt auf die Menschen zu wirken.

Dunkel und majestätisch hoben sich die Steinbögen einer Brücke ab, der Abglanz des Lichtermeeres ließ das Wasser erglänzen und machte den ganzen Zauber der Szenerie lebendig – aber Ives Javel hatte keine Augen für die Schönheit dieser Stunde.

Er ging langsam am Fluss entlang. Auf einer Strecke von zweihundert Metern folgte er dem Quai de Grenelle, dann blieb er stehen.

Unschlüssig lehnte er sich mit dem Rücken an die Brücke und sah sich um.

Von den Kirchtürmen ringsum schlug es Mitternacht. Javel presste die Lippen zusammen und zog die Schultern hoch, als friere er. Das unangenehme Gefühl in seiner Magengegend nahm zu. Immer wieder blickte er in die Runde, tastete mit den Augen den gegenüberliegenden Gehsteig ab – aber als der Mann, den er erwartete, schließlich auftauchte, kam er völlig überraschend.

Javel spürte die Bewegung neben sich.

Er zuckte zusammen, fuhr herum und blickte in ein Gesicht, das von einem hellen, breitrandigen Filzhut im Gatsby-Stil beschattet wurde.

Der Mann war groß, breitschultrig und knochig. Eigentlich hätte er Javel auffallen müssen, weil er seine Augen hinter einer blau getönten Brille versteckte, aber der Nachtclub-Besitzer konnte sich nicht erinnern, ihn bemerkt zu haben. Der Bursche trug einen Trenchcoat, der nagelneu aussah, dazu eine dunkle Hose und zweifarbige Schuhe, an denen Lehm klebte. Das alles erfasste Javel mit einem einzigen Blick – und innerhalb der Sekunde, die er brauchte, um sich zu fassen.

»Hallo«, krächzte er. Seine Stimme klang dünn und unsicher. »Suchen Sie mich, Monsieur?«

Der Fremde starrte ihn an.

Noch durch die dunkle Brille glaubte Javel, das drohende Glitzern der Augen zu erkennen, doch das war möglicherweise eine Täuschung. Die schmalen, kräftigen Lippen verzogen sich zu einem zynischen Lächeln.

»Wenn du der Geldsack Javel bist, ja«, knurrte der Mann.

Sein Gegenüber schluckte. »Ich bin Javel. Was wollen Sie?«

»Den Zaster, was sonst. Ist er in der Tasche?«

Javel konnte nur nicken. Durch die blau getönte Brille hindurch starrte der Fremde ihn an.

»Ich hoffe, du hast keine Dummheiten gemacht«, stieß er durch die Zähne. »Wenn in der Tasche ein Sender versteckt ist, werde ich es merken. Und dann kommen meine grauen Freunde und fressen dir bei lebendigem Leibe das Fleisch von den Knochen, verstanden?«

Ives Javel spürte ein Würgen in der Kehle.

Schweiß brach ihm aus. Schon die Vorstellung der Gefahr genügte, um ihm Übelkeit zu verursachen. Er lehnte sich wieder an die Mauer, weil er seine Knie zittern fühlte.

»Es ist kein Sender in der Tasche«, brachte er mühsam heraus.

»Umso besser für dich! Gib her!«

Javel gehorchte.

Mit einer unsicheren Bewegung hob er die Aktentasche und der Fremde riss sie ihm aus der Hand. Ein triumphierendes Grinsen zuckte um seine Mundwinkel.

»Vergiss mich!«, empfahl er. »Vergiss mich und vergiss dieses Geld, dann hast du deine Ruhe! Wenn du versuchst, mir nachzuspionieren, wirst du es bitter bereuen.«

Javels Stimme bebte. »Bestimmt nicht«, flüsterte er. »Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde nicht…« Er kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden.

Der Fremde mit dem breitrandigen Hut und der dunklen Brille wandte sich einfach ab.

Mit langen Schritten überquerte er die Straße, schlug die Richtung zur Brücke ein und war wenig später im Strom der Passanten verschwunden…

***

Zamorra hatte den Citroën, den sein Gegner bereits kannte, gegen einen schwarzen Peugeot ausgetauscht.

Das Schwert des Feuers, seine wichtigste Waffe in dem bevorstehenden Kampf, war nach wie vor in eine Decke gewickelt und im Fußraum des Wagens verstaut. Auf dem Beifahrersitz saß Bill

Fleming, und er hielt ein auf Empfang geschaltetes Walkie-Talkie in der Hand.

Zamorra saß in steinerner Ruhe hinter dem Steuer.

Gerade hatte er erfahren, dass sein geheimnisvoller Gegner zu Fuß unterwegs sei, doch er wusste, dass das nichts ausmachte. Die Gegend um den Quai de Grenelle wimmelte von Polizeibeamten. Einige der vermeintlichen amerikanischen Touristen, die mit Fotoausrüstungen um den Hals und in den unvermeidlichen, grellbunten Hemden an der Seine entlang bummelten und die Umgebung mit Blicken verschlangen, sprachen kein Wort Englisch. Drei der Liebespaare, die scheinbar völlig mit sich selbst beschäftigt waren, pflegten normalerweise nur beruflichen Kontakt, denn bei den attraktiven jungen Damen handelte es sich um Angehörige der weiblichen Kripo. Und der Maler, dem einige echte Touristen neugierig über die Schulter blickten, war ein junger Beamter, der hier mitten auf dem Bürgersteig der Tätigkeit nachging, die er sonst als Hobby ausübte.

Sie würden den unheimlichen Mann mit dem Schlapphut und der dunklen Brille nicht aus den Augen verlieren.

Ganz gleich, wie gut der Bursche sich auskannte! Zamorra wusste, dass man ihn sofort benachrichtigen würde, wenn der Unbekannte in einen Wagen stieg – und nur fünf Minuten später war es so weit.

Serge Didiers Stimme drang aus dem Walkie-Talkie: »Der Kerl steigt in einen blauen Fiat. Älteres Modell!« Der Kommissar gab die Nummer durch. Zamorra wiederholte sie in Gedanken. »Er fährt – Moment mal! Ja… er bleibt am Seine-Ufer und fährt in Richtung Grenelle. Offenbar will er Paris verlassen. Meine Leute bleiben dran, bis Sie übernehmen können, d’accord?«

»D’accord«, wiederholte Bill die französische Redewendung, die in etwa dem amerikanischen »Okay« entsprach. Zamorra hatte bereits den Wagen gestartet, jetzt rollte er aus der schützenden Einfahrt auf die Straße. Der Quai de Grenelle lag vor ihm. Er wandte sich nach links, fuhr ohne Hast weiter und folgte den sanften Windungen der Seine.

Zweimal musste er auf Didiers Anweisung die Richtung wechseln und kurz hinter Chatillon übernahm er die Verfolgung selbst.

Der Verkehr war nur noch spärlich. Zamorra musste äußerst vorsichtig agieren. Er blieb seinem Gegner bis kurz vor dem kleinen Ort Bievres auf den Fersen – und dann sah er gerade noch, wie der alte blaue Fiat in eine schmale, schlecht gepflasterte Nebenstraße einbog.

»Jetzt wird es ungemütlich«, stellte Bill Fleming fest. »Mit Licht bemerkt der Kerl uns garantiert sofort, und ohne Licht…«

»… werden wir auch nicht gerade an einem Baum landen«, vollendete Zamorra trocken. Er hatte bereits die Scheinwerfer

ausgeschaltet. Ohne Beleuchtung bog er in die Nebenstraße ein und mäßigte das Tempo, um nicht mehr als unbedingt nötig zu riskieren.

Das Mondlicht sorgte dafür, dass er es schaffte. Zwar warfen die Bäume tiefe Schlagschatten über die Fahrbahn, aber der schwache Schimmer, den sie durchließen, genügte Zamorra, um sich zu orientieren. Er fuhr Schritt, und in einiger Entfernung sah er vor sich die roten Rücklichter des Fiat zwischen den Baumstämmen tanzen.

Ein paar Minuten später hatte Bill Fleming die seltene Gelegenheit, seinen Freund fluchen zu hören.

Der Fiat bog nach rechts ab.

Die roten Rücklichter verschwanden in einem unbefestigten Waldweg, der die Verfolgung noch schwieriger machen würde. Bill kommentierte die Tatsache mit einem Wort, das dadurch nicht vornehmer wurde, dass er es in Französisch sagte und warf Zamorra einen fragenden Blick zu.

Der Professor hatte die Lippen zusammengepresst.

Sein Gesicht wirkte blass und hart. Er war entschlossen, sich nicht abhängen zu lassen. Noch während er ebenfalls um die Ecke bog, kurbelte er mit der Linken das Seitenfenster herunter, und dann schaltete er einen Gang höher und forcierte das Tempo um eine Winzigkeit, so dass der Motor untertourig lief – und ausgesprochen leise.

Bill begriff, was der Zweck der Übung war. Auch er kurbelte sein Fenster herunter. Ganz deutlich konnten sie jetzt das Motorengeräusch des Fiat wahrnehmen, sie würden rechtzeitig gewarnt werden, wenn der Wagen anhielt und…

Bill zuckte zusammen.

Ein unheimliches, klagendes Heulen tönte plötzlich durch die Nacht.

Sekundenlang schien es hoch und einsam in der Luft zu zittern, dann wurde es leiser. Eine zweite Stimme nahm den Ruf auf, eine dritte und eine vierte mischten sich ein. Das Geräusch kam von rechts, wo ein schmales Seitental in die Hügel einschnitt und es war unverkennbar das Geheul einer Wolfsmeute.

Zamorra atmete tief durch.

Er hatte gehofft, dass er rechtzeitig bemerken würde, wo die Wölfe sich versteckten. Rechtzeitig genug jedenfalls, um mit dem Gangster in dem Fiat fertig werden zu können, ehe der Bursche auf seine unheimlichen grauen Verbündeten stieß. Jetzt konnte Zamorra die Vorsicht fallen lassen, brauchte keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Seine Rechte schloss sich um den Schaltknüppel, und er warf seinem Freund einen Blick zu.

»Es ist so weit«, sagte er. »Wir können uns den Kerl schnappen.«

Bill nickte nur.

Seine Rechte glitt in die Jackentasche, wo er den für ihn

ungewohnten Revolver trug. Zamorra packte das Steuerrad fester. Er schaltete herauf, ließ die Scheinwerfer aufflammen und nagelte beim nächsten Atemzug das Gaspedal ans Bodenblech.

Der Wagen machte einen Satz nach vorn.

Staub wirbelte hinter ihm auf, mit singenden Reifen schoss er um die nächste Kurve. Die ungepflasterte Piste strapazierte die Stoßdämpfer, die beiden Männer wurden wie harte Cocktails durchgeschüttelt – aber all das spielte im Moment nicht die geringste Rolle.

Es dauerte keine Minute, bis sie den Fiat im Blickfeld hatten.

Sie holten rasch auf. Der Weg verlief an dieser Stelle ziemlich gerade. Zamorras Blick zuckte umher, er schätzte die Situation ab – und traf seine Entscheidung im Bruchteil einer Sekunde.

Sein Fuß nagelte das Bremspedal fest.

Gleichzeitig wirbelte er das Steuer herum, sodass der Wagen schlingernd und bockend eine halbe Drehung vollführte. Die hochgerissene Handbremse brachte ihn vollends zum Stehen, der Motor erstarb. Zamorra stieß die Tür auf, schnellte sich nach draußen und ließ sich in einer flüssigen Bewegung mitten auf dem Weg in die Knie fallen.

Die kurze Zeitspanne hatte ihm genügt, um die Smith & Wesson zu ziehen.

Er zielte mit ausgestrecktem Arm. Über Kimme und Korn visierte er den linken Hinterreifen des Fiat an und auf dem schmalen Weg konnte der Wagen nicht ausweichen.

Der Schuss peitschte.

Dumpf brach sich das Geräusch zwischen den Bergflanken – und in den Nachhall hinein mischte sich das zweite trockene Peitschen.

Der Reifen des Fiat zerknallte.

Ein Ruck ging durch den Wagen, als habe ihn der Hieb einer unsichtbaren Riesenfaust gestreift. Das Heck versetzte. Unkontrolliert jagte das Fahrzeug weiter, knisternd und prasselnd walzte es Buschwerk nieder, und dann schob sich die Motorhaube mit einem misstönenden Kreischen an einem Baumstamm zusammen.

Eine halbe Sekunde später flog die Tür auf.

Blindlings taumelte der Fahrer ins Freie, stolperte und fing sich wieder. Er trug jetzt nicht mehr die dunkle Brille, und unter dem breitrandigen Hut war ein bleiches, knochiges Gesicht zu erkennen.

Für einen Moment sah es so aus, als werde der Bursche zusammensacken – doch als er eine halbe Drehung machte, sah Zamorra deutlich das Schimmern von brüniertem Metall in seiner Rechten.

Der Professor zog durch. Instinktiv hielt er hoch, so dass die Kugel über den Kopf seines Gegners hinwegsauste.

»Waffe weg!«, schrie er. »Hände hoch, oder…«

Er hörte einen unterdrückten Fluch hinter sich. Bill Fleming war beim Aussteigen lediglich mit dem Fuß hängen geblieben – aber das erfuhr Zamorra erst später. Er drehte sich nicht um, sah nicht über die Schulter – doch er war für die Dauer eines Lidschlags abgelenkt, und diese winzige Zeitspanne genügte.

Der Gangster schwang die Pistole hoch.

Er zielte auf Bill.

Zamorra erkannte die Gefahr, feuerte sofort – doch der Schuss kam um eine Spur zu überhastet, um den Gegner zu treffen.

Mündungsfeuer blitzte.

Zamorra hörte den Knall der Pistole und gleichzeitig einen Aufschrei. Er warf den Kopf herum. Schattenhaft sah er Bill Fleming fallen, hörte den nächsten Schuss und schnellte sich instinktiv zur Seite.

Mit einem hässlichen Kreischen perforierte die Kugel das Blech der Wagentür.

Zamorra wälzte sich über den Boden. Trockenes Laub raschelte unter ihm, Zweige peitschten durch sein Gesicht. Mit einer blitzartigen Bewegung kam er wieder auf die Knie, sah den Gangster vor sich – und den schwarzen Lauf der Pistole, die herumschwenkte und erneut auf ihn zielte.

Diesmal nahm er sich Zeit.

Seine Nerven vibrierten, als er die Schusshand seines Gegners anvisierte. Der Gangster krümmte den Finger. Zamorra zog einen Sekundenbruchteil vorher durch – und mit dem nächsten Atemzug rollte er schon wieder zur Seite.

Ein Schlag stieß die Hand des Gangsters nach oben.

Seine Waffe wirbelte schon durch die Luft, als sie sich entlud – die Kugel fetzte wirkungslos durch die Büsche. Im Bogen flog die Pistole ins Dickicht, landete scheppernd auf irgendeinem Felsen und Jean Calmat starrte entsetzt auf seine leere, blutige Rechte.

Zamorra sprang auf.

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren. Schattenhaft sah er Bill Fleming, der an der Motorhaube des Wagens lehnte, hörte seinen Freund erbittert fluchen und spürte die Erleichterung fast wie einen Taumel.

»Alles okay?«, fragte er knapp.

»Nur ein mickriger Kratzer!« Bills Stimme klang gepresst. »Hey, pass auf – der Kerl macht sich davon.«

Zamorras Kopf flog wieder zu dem Gangster herum.

Tatsächlich suchte der Bursche sein Heil in der Flucht. Schwerfällig rannte er den Weg hinauf, die verletzte Hand gegen den Leib gepresst. Vermutlich wollte er eine möglichst große Entfernung zwischen sich und seine Gegner bringen, die Wölfe auf sie hetzen und…

Zamorra setzte ihm nach.

Er war austrainiert bis unter die Haut – seit er den Kampf gegen die

Mächte der Finsternis aufgenommen hatte, gehörten Fitness, Schnelligkeit und eiserne Konstitution für ihn zu den unabdingbaren Notwendigkeiten. Der Vorsprung des Gangsters schmolz rasch dahin. Er hörte die Schritte hinter sich, glaubte vielleicht schon, den Atem des Verfolgers im Nacken zu spüren – und er machte den Fehler, sich umzusehen.

Seine Augen weiteten sich.

Er holte Atem, wollte einen Ruf ausstoßen, vielleicht den Schrei, der die Wölfe herbeilocken sollte – und in der gleichen Sekunde stolperte er über einen Stein.

Hart prallte er auf den Boden.

Zwei Herzschläge lang blieb er bäuchlings liegen, mit keuchenden Lungen. Erst als Zamorra fast heran war, warf er sich wieder herum.

Den Revolver in der Hand seines Gegners schien er überhaupt nicht wahrzunehmen.

Mit der Kraft der Verzweiflung kam er wieder auf die Beine. Seine Augen flackerten, das knochige Gesicht verzerrte sich. Ein fauchender Wutschrei brach über seine Lippen, als er vorwärts stürzte und Zamorra ansprang.

Der Professor wich mit einer gleitenden Bewegung aus.

Er wollte den Burschen leer laufen lassen, ihn mit einem raschen Handkantenschlag außer Gefecht setzen – doch er hatte den Angreifer unterschätzt. Jean Calmat war ein Profi, er gehörte zum harten Kern der Pariser Unterwelt. Seine Reaktion kam automatisch, ein durch lange Übung eingeschliffener Reflex. Irgendwie schaffte er es, den eigenen Schwung zu bremsen, wirbelte herum und jagte seinem Gegner mit der ganzen Wucht der Drehung die Faust in den Leib.

Zamorra knickte zusammen.

Für einen Moment bekam er keine Luft. Ein schwerer Haken riss ihn wieder hoch. Er schmeckte Blut auf den Lippen, taumelte zurück und dicht vor sich sah er das knochige, im Triumph verzerrte Gesicht seines Gegners.

Calmat wollte nachsetzen, doch diesmal war er es, der sich verrechnete.

Der Schwinger, den er ansetzte, war voll aus der Schulter geholt.

Seine Faust schoss vor. Der Hieb hätte einen Bullen gefällt, aber er zerriss nur Luft, weil sich Zamorra in letzter Sekunde hatte in die Hocke fallen lassen.

Calmat taumelte einen Schritt vorwärts.

Er geriet ins Stolpern, verlor das Gleichgewicht – und sein Gegner passte genau den richtigen Moment ab, bevor er wieder hochschnellte.

Es gab ein knirschendes Geräusch, als der wuchtige Kopfstoß das Kinn des Gegners traf.

Zamorra hatte das Gefühl, der Schädel werde ihm gespalten, aber das

war nichts im Vergleich zu dem, was sein Widersacher empfinden musste. Ein dumpfes, gurgelndes Geräusch kam aus Jean Calmats Kehle. Er flog zurück, knallte mit dem Rücken gegen einen Baum. Blut quoll aus seinem Mund, sein ausgerenkter Kiefer hing kraftlos herab, und mit einem schmerzvollen Wimmern rutschte der Gangster an dem rauen Stamm nach unten.

Seine Augen verdrehten sich.

Sekundenlang hielt er sich noch in sitzender Stellung, leise vor sich hin wimmernd, dann fiel er zur Seite. Tiefe Bewusstlosigkeit umfing ihn – und das war nach Lage der Dinge das Beste, was ihm passieren konnte.

Zamorra tastete mit den Fingern nach der Beule an seinem Schädel.

Er hatte Kopfschmerzen, aber das war seine geringste Sorge. Fragend sah er Bill Fleming entgegen, der auf unsicheren Beinen herankam. Sein Freund grinste verzerrt und presste die Hand auf die Rippen, wo die Kugel eine blutige Furche gezogen hatte.

»Das war der erste Akt«, sagte er. »Immerhin stehen wir noch auf unseren Beinen. Und wie geht es nun weiter?«

Zamorra holte tief Atem.

Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass nach wie vor das unheimliche Heulen der Wölfe in der Luft hing. Irgendwo da oben in dem kleinen Seitental mussten sie stecken. Er hob den 38er auf, der ihm bei der Schlägerei entfallen war, schob ihn wieder in das Holster und straffte die Schultern.

»Jetzt kommt der zweite Akt«, sagte er trocken. »Du bleibst hier und passt auf unseren Freund auf, okay? Wir dürfen nicht riskieren, dass er sich im letzten Augenblick noch davonmacht.«

Bill presste die Lippen zusammen. Sein Gesicht verriet, dass er wenig von dieser Art der Arbeitsteilung hielt, aber er sah ein, dass es notwendig war.

Resignierend hob er die Schultern und nickte.

Zamorra nahm das Amulett ab. Schweigend reichte er es Bill. »Für alle Fälle!«

»Aber du kannst nicht…«

»Ich habe das Schwert. Und da es sich um ein ganzes Wolfsrudel handelt, müssen wir immerhin mit der Möglichkeit rechnen, dass das eine oder andere Tier entkommt. Ich will es nicht hoffen – doch falls es wider Erwarten passieren sollte, musst du geschützt sein.«

»Wie du meinst, großer Meister«, knurrte Bill sarkastisch. Vorsichtig streifte er die Silberkette über den Kopf. »Ich hoffe nur, dass du diesem komischen Schwert nicht zu viel zutraust. Warte, ich hole das Ding!«

Er wandte sich ab, ging zum Wagen. Sekunden später kam er mit dem länglichen, immer noch in die Decke gewickelten Bündel zurück,

und Zamorra nahm es unter den Arm und drückte es gegen seinen Körper.

»Pass gut auf den Kerl auf«, sagte er noch.

»Und du pass auf dich auf! Good luck…«

Zamorra lächelte leicht.

Rasch wandte er sich um, ging mit federnden Schritten den Weg hinauf, und wenig später hatte die Dunkelheit seine Gestalt verschlungen.

***

Das Heulen kam näher.

Zamorra hatte jetzt den Weg verlassen, kämpfte sich mühsam durch dichtes Gebüsch. Vages Mondlicht wies ihm den Weg. Nach ein paar Metern stieß er auf einen schmalen Pfad, und jetzt kam er schneller vorwärts.

Das Gelände stieg an.

Zamorra atmete ruhig und gleichmäßig. Er erreichte den Kamm einer kleinen Bodenwelle, verharrte – und da sah er bereits die huschenden Schatten zu seinen Füßen.

Die Mulde senkte sich nur geringfügig, bildete eine Art Plateau vor der steiler werdenden Bergflanke. Zamorra sah die grau schimmernden Felsen, sah die dichten Ranken, die herab fielen – aber den Höhleneingang konnte er von seinem Standplatz aus noch nicht erkennen.

Seine Zähne gruben sich in die Unterlippe.

Das schauerliche Geheul war jetzt ganz nah, dröhnte in seinen Ohren. Die grauen, unsteten Schatten schienen mit den Felsen zu verschmelzen. Der Professor kniff die Augen zusammen, konzentrierte sich und allmählich konnte er die Tiere genauer ausmachen.

Fast ein Dutzend struppiger Gestalten!

Einige bewegten sich, schnürten nervös umher. Andere hatten sich niedergekauert und heulten mit hochgereckten Köpfen den Mond an. Gelbe Raubtierlichter schillerten, die scharfe Ausdünstung der Bestien wehte herüber, und ab und zu mischte sich ein dumpfes, angriffslustiges Grollen in den unheimlichen Chor.

Zamorra ging weiter.

Er hielt das Schwert jetzt mit beiden Händen. Eine blitzschnelle Bewegung würde genügen, um die Klinge aus der Umhüllung zu ziehen. Zweige knackten unter seinen Tritten, Steinchen knirschten und ein paar Yards vor ihm wandten die grauen Bestien die Köpfe.

Schlagartig verstummte das klagende Heulen.

Für Sekunden war die Stille betäubend, schwer wie ein körperliches Gewicht. Und dann, nach einer Zeit, die sich zur Ewigkeit zu dehnen schien, klang das erste leise, drohende Knurren herüber.

Zamorra ging immer noch weiter.
Furchtlos und aufrecht schritt er auf die fauchenden Bestien zu.
Fangzähne wurden gebleckt, eisenharte Muskeln spielten unter grauem, zottigem Fell. Tief duckte sich das Leittier zum Sprung und während seine Artgenossen ein wildes, heiseres Konzert anstimmten, flog der riesenhafte graue Leib dem Feind wie ein Pfeil entgegen.
Zamorra riss das Schwert heraus.
Das Schwert des Feuers…
Achtlos ließ er die Decke fallen. Die breite Klinge funkelte, schien Blitze zu schleudern, gleißte wie flüssiges Gold. Ein seltsames Licht ging von ihr aus, blendend und unwirklich – und ein wimmernder, fast menschlicher Laut kam aus dem Rachen des Wolfes.
Der zottige Leib zog sich wie eine Feder zusammen.
In letzter Sekunde versuchte die Bestie, ihrem Sprung eine andere Richtung zu geben, doch es gab kein Ausweichen mehr.
Die Klinge fuhr durch die Luft.
Mit voller Wucht traf sie das Tier, spaltete ihm den Schädel fast bis zur Kehle. Der Wolf wurde zu Boden geschleudert. Noch einmal heulte er auf, durchlief ein Zucken seine mächtigen Glieder und dann setzte im Bruchteil einer Sekunde die Verwandlung ein.
Der graue Leib verblasste.
Er löste sich auf.
Schneller, als man es mit den Augen verfolgen konnte, schrumpfte er zusammen und zerfiel zu Staub, der sich mit der trockenen Erde mischte.
Durch die Reihen der anderen Bestien lief es wie ein Fieberschauer.
Tief duckten sie sich gegen den Boden, doch das war keine Angriffshaltung mehr. Winselnd krochen sie rückwärts, in sichtlichem Entsetzen. Und Zamorra packte das Schwert fester und ging ihnen nach.
Zwei der Tiere durchbohrte er, bevor sich die anderen zu blinder Flucht herumwarfen. Aber sie flohen nur in eine Richtung, auf den Hang zu – ein magischer Zwang schien sie davon abzuhalten, nach allen Seiten auseinanderzustieben. Die Felsen hielten sie auf, wie eine graue Woge brandete die Meute zurück – und Zamorra war mitten unter ihnen.
Er kannte keine Gnade.
Alles in ihm war eiskalt, als er wieder und wieder die Klinge herabsausen ließ. Das Schwert vibrierte, schien zu singen. Wie von selbst fand es sein Ziel, als habe es seinen eigenen Willen, und für die mordgierigen Bestien gab es kein Entrinnen.
Die letzten beiden Wölfe zogen sich in verzweifeltem Entsetzen in die Höhle zurück.
Erst jetzt bemerkte Zamorra das Loch im Felsen. Schweiß stand auf

seiner Stirn, sein Atem ging keuchend. Hart presste er die Zähne zusammen und schob die Ranken beiseite, um den Bestien zu folgen.

Er stellte sie in einem blinden Gang, aus dem es keinen Ausweg gab.

Eins der Tiere tötete er, als es einen verzweifelten Ausbruchsversuch machte. Die breite Klinge drang ihm in den Nacken, mit einem klagenden Laut erschlaffte der Körper und zerfiel zu Staub. Zamorra hatte sich halb drehen müssen und als er zurückschwang, wurde er abermals Zeuge einer unheimlichen Verwandlung.

Die letzte der Bestien kauerte auf den Hinterläufen.

Sie schien zu wachsen.

Ihre Gestalt änderte sich, nahm menschliche Züge an. Das struppige Fell blieb erhalten, doch aus den Klauen bildeten sich Hände, aus dem schmalen Schädel wurde ein verzerrtes Gesicht. Nur eine einzige Sekunde verging – und der Wolf hatte sich in ein unheimliches Wesen verwandelt, halb Mensch, halb Tier, das auf dem Boden kniete und flehend die Arme ausstreckte.

»Gnade!«, winselte es. »Verschone mich! Ich bin dein Diener! Der Herr der Wölfe wird dich mit unermesslichen Schätzen belohnen, er wird…«

Zamorra machte einen Schritt nach vorn. Das Gesicht des Zwitterwesens verzerrte sich in namenlosem Entsetzen.

»Nein!«, heulte es. »Neiii…«

Der Schrei erstarb, als sich das Schwert in Höhe des Herzens in die behaarte Brust bohrte.

Ein wildes Zucken befiel die Gestalt. Zwei, drei Sekunden lang wand sie sich in Krämpfen – dann wurden die Bewegungen schlaffer, und der Zerfall setzte ein.

Staub blieb zurück.

Ein kleiner Haufen grauen Staubes, der verwehte, als Zamorra mit einer heftigen Bewegung das Schwert wieder an sich zog.

Kein Tropfen Blut war an der breiten Klinge zu sehen.

Nur dieser seltsame, überirdische Glanz, der hell genug strahlte, um mit seinem Widerschein die schwarze, finstere Grotte zu erleuchten.

Zamorra wandte sich ab.

Er fühlte sich erschöpft und ausgebrannt, als er durch die Höhle zurückging, und wenig später den Ausgang erreichte. Tief sog er die klare, kühle Nachtluft ein. Das Plateau vor ihm war leer. Die Wölfe hatten nicht die geringste Spur zurückgelassen – und Zamorra wusste, dass sie für alle Ewigkeit vom Erdboden getilgt waren.

Er fand Bill Fleming neben dem immer noch bewusstlosen Gangster.

Sie fesselten den Burschen, verfrachteten ihn auf den Rücksitz ihres Wagens und holten auch noch die Tasche mit dem Geld aus dem verunglückten Fiat.

Eine halbe Stunde später übergaben sie Jean Calmat und seine Beute

der Polizei.

Serge Didier warf Zamorra nur einen seltsamen Blick zu. Der Kommissar stellte keine Fragen. Er wusste instinktiv, dass das besser war.

***

Bill Fleming und Zamorra hatten sich von den Strapazen der Nacht erholt, als sie am nächsten Morgen im Hotel am Frühstückstisch saßen. Nicole hatten sie das erzählt, was unbedingt nötig war, um ihre Wissbegier zufrieden zu stellen. Zamorras Sekretärin war strahlender Laune – vor allem, weil sie noch eine ganze Woche Pariser Frühling vor sich hatte. Ihr hübsches Köpfchen sprudelte über von Plänen – und das Schweigen der beiden Männer nahm sie als Zustimmung.

»Wann fahren wir zur Adlerburg hinaus, um das Schwert zurückzubringen?«, fragte Bill Fleming irgendwann im Laufe des Gesprächs.

»Heute Abend«, sagte Zamorra. »Ich denke…«

Nicole funkelte ihn an. »Heute Abend? Und was wird dann aus unserem Nachtbummel?«

Zamorra lächelte ihr zu.

»Keine Sorge«, meinte er beruhigend. »Den werden wir trotzdem machen. Ich glaube nicht, dass unsere Exkursion viel länger als zwei Stunden dauert.«

Zu diesem Zeitpunkt glaubte er das tatsächlich.

Er wusste nicht, wie sehr er sich irrte.

Denn er konnte nicht ahnen, dass ihn auf der Burg der Adler eines der fantastischsten Abenteuer erwartete, die er je in seinem bewegten Leben erlebt hatte…

ENDE